

# A R C H I V

## FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG  
HERAUSGEGEBEN VON  
FRIEDRICH MAURER / RUDOLF SUHNEL  
HARRI MEIER / KARL MAURER

198. BAND

113. JAHRGANG

3. HEFT

Teut Riese / James Hogg und der Roman der englischen Romantik 145

### KLEINE BEITRÄGE

Harri Meier / Span.-port. *reventar* / *rebentar* 'platzen, bersten' . . . . 165

Douglas Gray / Sir Orfeo, l. 565 . . . . . 167

Hans Helmut Christmann / Zu einer Stelle des *Vengement Alixandre* 169

Karl S. Guthke / Georg Büchner und William Mudford . . . . . 170

### BESPRECHUNGEN

Germanisch und Deutsch (172); Englisch und Amerikanisch (186);  
Romanisch (193) (Siehe nächste Seite)

MITTEILUNGEN . . . . . 208

GEORG WESTERMANN VERLAG

## BESPREDHUNGEN

### *Germanisch und Deutsch*

Heinrich Wagner: Das Verbum in den Sprachen der britischen Inseln (S. Gutenbrunner) . . . . .	172
Hans-Heinrich Wängler: Grundriß einer Phonetik des Deutschen mit einer allgemeinen Einführung in die Phonetik (mit einer Sprachplatte) (S. Grosse) . . . . .	173
Notkers des Dichters Hymnenbuch, lat. u. dt. hrsg. v. Wolfram von den Steinen. Kleine Ausgabe, vermehrt um 5 Melodien, hrsg. v. Günter Birk- ner (X. v. Ertzdorff) . . . . .	174
Der Stricker. Fünfzehn kleine Verserzählungen mit einem Anhang: Der Wein- schweig. Hg. von Hanns Fischer (H. Rupp) . . . . .	174
Rudolf von Ems: Der gute Gerhard. Übertr. v. Karl Tober, hg. u. eingel. v. Eugen Thurnher (F. M.) . . . . .	176
Gottfried von Strassburg Tristan with the 'Tristan' of Thomas, transl. by A. T. Hatto (S. Grosse) . . . . .	176
Petrus W. Tax: Wort, Sinnbild, Zahl im Tristanroman (G. Melssburger) . . .	178
Walter Höllerer: Zwischen Klassik und Moderne (G. Baumann) . . . . .	182
Margarete Merkel-Nipperdey: Gottfried Kellers 'Martin Salander' (G. Baumann) . . . . .	183
Charlotte-Scheffler-Erhard: Alt-Nürnberger Namenbuch (W. Besch) . . . .	184
Voralbergisches Wörterbuch, bearb. v. Leo Jutz. 8.—11. Lief. (F. M.) . . . .	185

### *Englisch und Amerikanisch*

Ernst Leisi: Der Wortinhalt: seine Struktur im Deutschen und Englischen (E. Standop) . . . . .	186
Britannica: Festschrift für Hermann M. Flasdieck, hg. v. Wolfgang Iser u. Hans Schabram (E. Standop) . . . . .	187
Svante Stubelius: Balloon, Flying-Machine, Helicopter (E. Standop) . . . .	188
Paule Mertens-Fonck: A Glossary of the Vespasian Psalter and Hymns with a Latin-Mercian Index, Part One: The Verb (E. Standop) . . . . .	190
Broder Carstensen: Studien zur Syntax des Nomens, Pronomens und der Negation in den 'Paston Letters' (E. Standop) . . . . .	190

### *Romanisch*

Revue de langue et littérature provençales, hrsg. v. Emile Bonnel, Heft 1—3 (1960) (W.-D. Stempel) . . . . .	193
Bengt Löfstedt: Studien über die Sprache der langobardischen Gesetze (H. Meler) . . . . .	194
Henry & Renée Kahane, Andreas Tietze: The Lingua Franca in the Levant (O. Spies) . . . . .	196
Ernst Robert Curtius: Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie (H. Lausberg) . . . . .	198
Chrétien de Troyes: Cligès, trad. p. Alexandre Micha (I. Nolting-Hauff) . . .	199
Charles G. Whiting: Valéry jeune poète (K. Maurer) . . . . .	201
Jeanine Parisier-Plotel: Les dialogues de Paul Valéry (K. Maurer) . . . .	201
A. J. A. Fehr: Les dialogues antiques de Paul Valéry (K. Maurer) . . . .	201
Hugo Laitenberger: Der Begriff der 'absence' bei Paul Valéry (K. Maurer) .	201
Maurice Bémol: Variations sur Valéry (K. Maurer) . . . . .	201



# James Hogg und der Roman der englischen Romantik

*Von Teut Riese (Heidelberg)*

## I

Der Dichter James Hogg galt seinen Zeitgenossen und der Nachwelt bis in unser Jahrhundert hinein als letzter Repräsentant einer schottischen Tradition. Eine solche Tradition hatte im frühen 18. Jahrhundert mit Allan Ramsay eingesetzt und war im Werke von Robert Burns zu ihrem Höhepunkt gelangt. James Hogg gewann Ansehen als ein Poet, dessen Inspiration den Kräften heimatlicher Überlieferung entsprang und der in einer nur ihm eigenen Weise volkspoetische Überlieferungen zu gestalten wußte. In der Hochschätzung, die ihm von Mitlebenden wie Scott, Wordsworth, Southey und Byron zuteil wurde, bekundet sich neben der Achtung vor der künstlerischen Leistung auch jene Faszination, welche der Dichter als Persönlichkeit durch das Eigenwillige seines Wesens und das Besondere seiner Herkunft und Lebensumstände ausstrahlte. — James Hogg war in seiner Jugend im südschottischen Ettricktal Schafhirte gewesen und blieb bis zu seinem Tode im Jahre 1835 Schafzüchter und Bauer, mit der Ausnahme von nur 6 Jahren, welche er als Berufsschriftsteller in Edinburgh verlebte. Unter dem Beinamen des 'Ettrick Shepherd' wurde er seiner Umwelt vertraut.

So erschien dieser schottische Dichter denn schlechthin als Naturkind. Seine Freunde waren entzückt, wenn er — auch in eleganter Stadtgesellschaft — seinen rauhen Dialekt und ein bäurisch-resolutes Auftreten bewahrte. Sie glaubten, aus seinen Versen die Stimme des dichtenden Volkes zu vernehmen, und dies um so mehr, als man wußte, daß der Dichter als Erwachsener erst das Schreiben und nicht viel früher das Lesen erlernt hatte und also unbeschwert von literarischen Bildungsgütern aus dem Reichtum mündlicher Volksüberlieferung schöpfen konnte. Man bewunderte an dem dichtenden Schafhirten eine aus ländlicher Anschauungswelt erwachsene Phantasie, eine Fähigkeit, naturmagischen Vorstellungen

gen Gestalt zu verleihen, und erfreute sich an der frischen Derbheit seiner mundartlich gefärbten Sprache. Wenn Hogg mitunter jedoch in den Jargon literarischer Moden verfiel, wurde die Verfälschung seines echten, volksmäßigen Tones bedauert und Kritik an seinen Versen geübt. Doch solche offenbaren Schwächen ließen das Naturhafte der Hoggschen Dichtung, das von Bildungswerten unabhängig Gestaltete, in charakteristischer Gegensätzlichkeit hervortreten und den 'Ettrick Shepherd' zum Inbegriff der romantischen Vorstellung vom Naturdichter werden. — Was Wordsworth in seinem Vorwort zur 2. Ausgabe der *Lyrical Ballads* von 1800 als Programm romantischer Dichtung aufgestellt hatte, die Hinwendung zu dem 'humble and rustic life', zu den 'elementary feelings', die am reinsten aus den Formen und Bräuchen des Landlebens hervorgingen, schien im Werke dieses schottischen Bauern verwirklicht<sup>1</sup>. Wordsworth hat denn auch in seiner Elegie auf den Tod des James Hogg den 'Ettrick Shepherd' als den 'Shepherd-Poet' gefeiert und das Gedenken an ihn mit dem an andere große dahingegangene Dichter der Romantik verbunden, mit dem Gedenken an Coleridge und an Charles Lamb<sup>2</sup>.

Dieses von den Mitlebenden geprägte Bild wurde von der Literaturgeschichte übernommen und bis ins späte 19. Jahrhundert weitergegeben. — Doch ein Werk James Hoggs, welches von den Zeitgenossen kaum beachtet worden war, will sich durchaus nicht in das herkömmliche Bild des 'Ettrick Shepherd' einfügen: *The Private Memoirs and Confessions of a Justified Sinner*. Dieser Roman kann — im Gegensatz zu Hoggs Versdichtung — nicht vornehmlich aus dem rustikalen Erbe erklärt werden, ist hier doch ein schauender und schaffender Geist am Werke, der nicht allein den Manifestationen von Naturkräften, sondern darüber hinaus auch den Abstraktionen menschlich-seelischer Bereiche aufgeschlossen ist und teilhat an geistesgeschichtlichen Auseinandersetzungen. — Auch hat sich der Verfasser völlig von der Oberflächlichkeit im Gedanklichen, wie von der Weitschweifigkeit und Konventionalität der Diktion befreit, die manche seiner übrigen längeren Prosaschriften belasten, besonders die beiden Romane *The Three Perils of Man* und *The Three Perils of Woman*. Von diesen hebt sich der Roman *The Private Memoirs and Confessions of a Justified Sinner* durch Scharfsinn, psychologische Problematik und

<sup>1</sup> Vgl. *The Prose Works of William Wordsworth*, ed. by A. B. Grosart, London 1876, Bd. II, S. 81.

<sup>2</sup> 'Extempore Effusion Upon the Death of James Hogg'.



menschliche Erlebnisweite sowie durch straffen Aufbau, Klarheit der Darstellung und nüchterne Härte der Sprache ab.

Dieser so lange Zeit wenig beachtete Roman erschien 1824. Er wurde in den folgenden 100 Jahren einige Male nachgedruckt und geriet nie gänzlich in Vergessenheit, wenn er auch einem größeren literarisch interessierten Publikum erst durch die Neuauflage von 1947 bekannt wurde, deren Wirkung ein begeistertes Vorwort von André Gide erhöhte<sup>3</sup>. Der französische Dichter hebt die Relevanz von Hoggs Roman für unser Zeitalter hervor, nämlich die einer psychologisch orientierten Geisteshaltung und eines surrealistischen Stilwillens.

Einzelne Literaturhistoriker allerdings hatten die geistige Kühnheit und künstlerische Gestaltungskraft der *Confessions* schon vor dieser Zeit gewürdigt. In seiner Literaturgeschichte von 1890 nennt George Saintsbury das Buch 'strange and striking' und deshalb unvereinbar mit dem übrigen Werk des 'Ettrick Shepherd', so unvereinbar, daß er vermutet, der Roman sei nicht von James Hogg, sondern von dem ihm nahestehenden John Gibson Lockhart verfaßt<sup>4</sup>. — Hiergegen ist zu bedenken, daß sich ein Manuskript der *Confessions* in Hoggs Handschrift erhalten hat und daß Lockhart nie beanspruchte, der Autor dieses Werkes zu sein<sup>5</sup>. So können keinerlei Umstände Saintsburys Auffassung stützen. Daß seine Vermutungen auch keine Bestätigung durch innere Kriterien erfahren, werden unsere Ausführungen zeigen.

Ein anderer Literaturkritiker, Arthur Symons, sieht wie Saintsbury unvereinbare Wesensunterschiede zwischen den *Confessions* und den übrigen Dichtungen James Hoggs. Er hebt mit Recht die tiefdringende Psychologie dieses Hoggschen Romans hervor, bemüht sich aber trotz seines Verständnisses für das als außerordentlich empfundene Kunstwerk nicht weiter um eine Erklärung jener Diskrepanz, die — seiner Auffassung nach — zwischen diesem einen Roman und den übrigen Werken Hoggs besteht; in den letzteren glaubt er einen Mangel an Leidenschaft zu erkennen und ein Entrücktsein vom Menschlichen in ein Zwischenreich der Feen- und Geisterwelt<sup>6</sup>.

<sup>3</sup> Nach dieser Ausgabe (London 1947) wird im folgenden zitiert, der Titel des Romans wird mit der Bezeichnung *Confessions* abgekürzt.

<sup>4</sup> Vgl. *A Short History of English Literature*. London 1890, Ausgabe von 1922, S. 684, sowie *Essays on English Literature 1780—1860*, London 1890.

<sup>5</sup> Vgl. hierzu Edith C. Batho, *The Ettrick Shepherd*, Cambridge 1927, S. 123/24.

<sup>6</sup> *The Romantic Movement in English Poetry*, London 1909, S. 104. Ähnlich urteilt Oliver Elton in *A Survey of English Literature 1780—1830*, London 1912, Bd. I, S. 223.

Von den neueren Literaturhistorikern beschäftigt sich Ernest A. Baker mit diesem einen Roman Hoggs, ohne ihm jedoch in seiner komplexen Ganzheit gerecht zu werden. Die *Confessions* gehören nach seiner Ansicht der Gattung der Satire an, und er glaubt, dieses Werk als 'a belated satire on fanatical Calvinism' charakterisieren zu können<sup>7</sup>. Dagegen ist einzuwenden, daß wohl satirische Züge in dem Roman hervortreten, diese jedoch kein maßgebendes Charakteristikum ausmachen. Wer das Wesen der *Confessions* als zeitlich bedingte, 'verspätete' Satire bestimmt, erkennt nicht die Zeitlosigkeit seelischer Tiefenschichten, die hier Gestalt gewonnen haben, noch erkennt er die leidenschaftliche Konzeption und stilistische Formung von Idee und Gestalt.

Heute, nachdem André Gide das Interesse für die *Confessions* geweckt und ihre erstaunliche Originalität in unser Bewußtsein gerückt hat, fehlt noch immer eine eingehende Bestimmung ihres Wesens und ihres literarischen Standortes. Auf den Versuch einer solchen Standortbestimmung soll unsere Betrachtung gerichtet sein. Sie wird, von einer interpretierenden Erfassung ausgehend, die Bezüge untersuchen, die diesen einen Roman mit Hoggs Gesamtwerk und mit der Literatur seiner Epoche verbinden.

## II

Das Thema der *Confessions* tritt von Beginn der Erzählung an stark und bildhaft hervor. Um die Enthumanisierung des Menschen geht es, um die Zerstörung seiner seelischen Substanz durch Ichsucht und Selbstüberhebung, welche, von religiösen Vorstellungen genährt, in religiösem Fanatismus zur Wirkung kommen.

Die Fabel hat folgenden Verlauf:

Der Held und Erzähler der Bekenntnisse, Robert Colwan, wächst fern vom Herrensitze seines Vaters auf, eines Mannes, der wohl genötigt ist, ihn als Sohn anzuerkennen, ihn jedoch nicht wirklich für seinen Sohn hält. Von der bigotten Mutter und ihrem geistlichen Freunde erzogen, entwickelt sich der Knabe zu einem unduldsamen Puritaner. Eine anmaßende, in keinem sittlichen Wurzelgrund gefestigte Religiosität steigert den schon früh dem Heranwachsenden eingefloßten Haß gegen den Vater ins Maßlose; einen Haß, der bald auch den begünstigten älteren Bruder trifft. Dem jungen Robert Colwan wird ein radikaler Prädestinationsglauben eingepflanzt, welcher im Sinne des Antinomismus die von

<sup>7</sup> *History of the English Novel*, 2New York 1950, Bd. VI, S. 252. Die jüngste Darstellung der schottischen Literaturgeschichte von Kurt Wittig (*The Scottish Tradition in Literature*, Edinburgh & London 1958) würdigt die geistigen und formalen Aspekte der *Confessions* und betont dabei — wie Saintsbury und Symonds — die Diskrepanz zwischen diesem Werk und den anderen Dichtungen Hoggs, ohne auf diese Problematik näher einzugehen.



Gott Erwählten von den Forderungen des Sittengesetzes entbunden weiß. Nach dieser Lehre können die von ihrem Schöpfer durch Vorherbestimmung zur Gnade Auserlesenen durch keinerlei Versündigung mehr aus dem Gnadenstande fallen; allerdings kann der so Auserwählte erst durch eine Art visionärer Offenbarung sich seines Gnadenstandes versichert wissen. Zu dem Zeitpunkt nun, da der geistliche Erzieher dem Jüngling nach langer Gewissensprüfung verkündet, er sei unter die Erwählten aufgenommen und also ein in jedem Falle 'Gerechtfertigter Sünder', ergreifen dämonische Triebe von Robert Besitz: er spiegelt sich vor, der Haß gegen Vater und Bruder, die er als laue Christen und sinnfrohe Genießer verachtet, sei der gerechte Zorn des Frommen gegen die Gottlosen. Selbstgewiß in der Überzeugung, als Erwählter des Herrn keinem Gebote zu unterstehen, vernichtet er Vater und Bruder. — In bildhafter Eindringlichkeit erscheint die Macht des Bösen, die von dem Helden des Romans Besitz ergriffen hat, als Person: in der Gestalt eines geheimnisvollen, sich fromm gebärdenden Jünglings tritt das Böse als sichtbarer Teufel an Robert heran und weiß ihn durch theologische Sophismen, die an den Antinomismus des 'Gerechtfertigten' appellieren, zu allen Untaten anzustacheln.

Versuchung und Besessenheit durch den Teufel bilden das beherrschende Motiv dieses Romans. Von einer Schandtats zur anderen verleitet, muß Robert, nachdem er auch noch die ihm lästig gewordene Mutter umgebracht hat, vor dem weltlichen Richter fliehen. Um dem Dämon, der ihm längst zum Greuel geworden ist, zu entkommen, sucht er Schutz in der Wildnis. Doch der Teufel gibt sein Opfer nicht frei, und der 'Gerechtfertigte Sünder' setzt schließlich in letzter Verzweiflung seinem Leben selbst ein Ende.

Die Fabel des Romans läßt das Element des Schauerlichen und Monströsen so stark hervortreten, daß der Verfasser erklärte, er habe sich gescheut, das Werk, eine Geschichte 'replete with horrors', unter seinem eigenen Namen zu veröffentlichen<sup>8</sup>. Ihm war mit einer solchen Fabel die Aufgabe der schöpferischen Bewältigung und Vergeistigung eines sensationsreichen Handlungsverlaufes gestellt. James Hogg hat diese Aufgabe auf mehreren Ebenen gelöst, vor allem auf der einer psychologischen und der einer metaphysischen Durchdringung des Geschehens.

Auf der einen Ebene wird der Weg des Verbrechers und die Aufeinanderfolge seiner Untaten als seelisch-geistiger Zersetzungsprozeß erfaßt, von der Person des Helden aus gesehen. Naturanlage, Umwelt und persönliches Geschick schaffen die Bedingungen, aus denen das Handeln des 'Gerechtfertigten Sünders' bis in die letzten Verbrechen hinein vorstellbar wird. Mutter und Erzieher, die beide von dem Vater beleidigt worden sind, flößen dem Sohn mit dem

<sup>8</sup> 'Autobiography of the Ettrick Shepherd', *The Works of the Ettrick Shepherd*, Centenary Edition, London 1870, Bd. II, S. 459.

Geiste ihrer Bigotterie einen unauslöschlichen Haß auf Vater und Bruder ein, einen Haß, der sich später infolge der zunehmenden Gemütsverrohung auch gegen die Mutter selbst wendet.

Aus solchen Gegebenheiten und Zwängen entwickelt sich Roberts Enthumanisierung in allmählicher Steigerung. In der Jugend schädigt er Menschen, die ihm im Wege stehen und beruhigt sein Gewissen mit dem Gedanken, daß die Opfer seiner Ränke Gottlose seien. Dann, als der religiöse Wahn sein volles Ausmaß erreicht, als sein Erwähltheitsbewußtsein den Fanatisierten blendet, fallen die letzten Bindungen an menschliche Sitte. Robert wird reif, dem Bösen völlig anheimzufallen. — Bei der ersten Begegnung mit dem Versucher, die in dem Augenblick erfolgt, da der 'Gerechtfertigte' von der Euphorie seines beseligten Zustandes überkommen ist, gleicht der fremde Jüngling, der Böse, ihm selbst. Robert vermeint, einem zweiten Ich gegenüberzustehen. Und der Leser der *Confessions* erkennt, daß der Held des Romans aus den Schranken der Kreatürlichkeit getreten ist und einem Dämon, einem Über-Ich, das er selbst ist, anheimfällt.

Doch die Stimme der natürlichen Menschlichkeit schweigt noch nicht völlig. Dem Drängen seines Freundes, Vater und Bruder umzubringen, weicht Robert zunächst mit dem Hinweis aus, die beiden würden auch ohne sein Zutun als Sünder der Strafe des Himmels verfallen. Es kommen Robert Gewissensskrupel, doch zeigt sich die Pervertierung seines natürlichen Empfindens auch hier schon in Ichbefangenheit und religiöser Fixierung: nicht Abscheu vor dem Verwandtenmord läßt ihn zaudern, sondern die Furcht, durch die Bluttat des Gnadenstandes verlustig zu gehen.

Das letzte Stadium seelischer Entartung ist erreicht, als Robert seinen Bruder erschlagen hat und sein Vater aus Gram über den Tod des geliebten Sohnes gestorben ist. Bei dem 'Gerechtfertigten' setzt nun eine Bewußtseinspaltung ein, und er durchläuft Perioden, in denen sein Wesen sich völlig verkehrt. Robert, der seiner religiösen Erziehung entsprechend immer streng enthaltsam gelebt hat, begeht nun alkoholische und sexuelle Exzesse, deren er sich nicht zu erinnern vermag. Erst später und zu seinem Entsetzen erfährt er durch Verwicklungen, die sich ergeben, was er getan hat. Die Seelenverfassung des 'Gerechtfertigten Sünders' nimmt in diesem Endstadium pathologische Züge an.

Tiefdringende und konsequente psychologische Erfassung der Romangestalten kennzeichnet den Erzählungsverlauf. Die Per-



version des Menschen, die Zerstörung seiner seelischen Substanz und sittlichen Integrität, vollziehen sich in unausweichlichem Prozeß, so daß die Handlungsfolge von Monstrositäten nicht in phantastischer Willkür, sondern als furchtbares Fatum abrollt.

Der Sinngehalt der *Confessions* darf jedoch nicht nur unter psychologischem Aspekt erfaßt werden. Es erschiene sonst der Roman wohl als eindringliche Studie zu einem Falle menschlicher Abnormität. So sehr auch die Selbstenthüllungen des 'Gerechtfertigten Sünders' eine solche Interpretation herausfordern mögen, hat der Verfasser doch durch seine Gestaltungsweise deutlich gemacht, daß er mehr geben will als die Analyse einer Seelenverderbnis. Es geht ihm vielmehr um die Zerstörung des in seinem sittlichen Grundgefüge gefährdeten Menschen durch das Einwirken außer- und übermenschlicher Mächte.

Die Realität des Dämonischen tritt durch das Motiv der Teufelsbesessenheit entscheidend hervor. Wie sehr auch der Verführer als Projektion von Roberts Ich aufgefaßt werden muß, ist er dennoch zugleich ein außerirdisches Wesen, das den Menschen überkommt und von ihm Besitz ergreift. Der psychologische Aspekt geht in einen umfassenderen metaphysischen über, da das Geschehen nicht in innerweltlichen Bezügen menschlicher Seinsweise beschlossen bleibt, sondern ins Außerweltliche projiziert erscheint.

Der Autor läßt uns nicht im Zweifel darüber, daß es der Fürst der Hölle ist, der zu dem 'Gerechtfertigten Sünder' kommt, um ihn zu unterwerfen. Als Robert den fremden Jüngling bittet, ihm Namen und Herkunft zu nennen, erfährt er:

I have no parents save one, whom I do not acknowledge... Therefore, pray, drop that subject, for it is a disagreeable one. I am a being of a very peculiar temper, for, though I have servants and subjects more than I can number, yet, to gratify a certain whim, I have left them, and retired to this city, and, for all the society it contains, you see I have attached myself only to you<sup>9</sup>.

Der Leser erkennt, daß Luzifer, der gefallene Engel, gesprochen hat. Robert jedoch ahnt in seiner verblendeten Selbstgewißheit nichts hiervon, vermeint vielmehr dem Inkognito eines weltlichen Potentaten gegenüberzustehen. Mit einem Rest natürlichen Empfindens ergreift ihn wohl immer wieder ein Schauer vor dem geheimnisvollen Freund, doch schreitet seine Entartung so weit fort und ist sein Geist derart in dem Gewebe theologischer Trugschlüsse verstrickt, daß er bis zum bitteren Ende nicht das wahre Wesen

<sup>9</sup> *Confessions*, S. 118.

seines 'erlauchten Freundes' zu erkennen vermag<sup>10</sup>. In den Worten der Mutter hingegen, die ihren Sohn unheimlich verändert findet, als er von seiner ersten Begegnung mit dem Fremden heimkehrt, äußert sich ein instinktives Gefühl für das Übernatürliche. Sie spricht voll Entsetzen zu dem Erzieher Roberts:

Oh, sir, our boy!... our dear boy, Mr. Wringhim! Look at him, and speak to him: he is either dying or translated sir!<sup>11</sup>

Das Wort 'translated' besagt in diesem Zusammenhang: 'entrückt durch außermenschliche Mächte'. Es kann ebenso ein übernatürliches religiöses Erlebnis bezeichnen wie eine Verzauberung durch Magie. Jedenfalls akzentuiert es das Einwirken des Jenseitigen in die Sphäre des Menschen.

Nicht nur das Böse, auch das Gute manifestiert sich in den *Confessions* als außerweltliche Macht. Roberts Gewissensregungen sublimieren sich zu Erlebnissen, die ihn in Kommunikation mit dem Überirdischen bringen. Als er in mörderischer Absicht dem Bruder nachschleicht, regen sich Bedenken, ob er durch die geplante Tat nicht doch der göttlichen Gnade verlustig gehen könne:

I tried to ascertain, to my own satisfaction, whether or not I really had been commissioned of God to perpetrate these crimes in His behalf, for, in the eyes and by the laws of men, they were great and crying transgressions. While I sat pondering on these things, I was involved in a veil of white misty vapour, and, looking up to heaven, I was just about to ask direction from above, when I heard as it were a still small voice close by me, which uttered some words of derision and chiding. I looked intensely in the direction whence it seemed to come, and perceived a lady robed in white, who hastened towards me. She regarded me with a severity of look and gesture that appalled me so much I could not address her; but she waited not for that, but coming close to my side said, without stopping: 'Preposterous wretch! How dare you lift your eyes to Heaven with such purposes in your heart? Escape homewards, and save your soul, or farewell for ever!'<sup>12</sup>

Robert erkennt in der Erscheinung seinen Schutzengel, kann aber den Argumenten des alsbald hinzutretenden 'erlauchten Freundes' nicht widerstehen, da dieser das Erlebnis als sündhafte Anfechtung hinstellen weiß.

So sind in dem Schicksal des 'Gerechtfertigten Sünders' zwei Schichten einer Existenz dargestellt: die der Selbstbestimmung

<sup>10</sup> André Gide sagt unzutreffend (*Confessions*, Introduction, S. XII), daß Robert am Ende in seinem Begleiter den Teufel erkennt. Bis zum Augenblick des Selbstmordes bleibt der Versucher für den 'Gerechtfertigten Sünder' 'my devoted friend'. (Vgl. a. a. O., S. 216).

<sup>11</sup> A. a. O., S. 110.

<sup>12</sup> A. a. O., S. 143.



des Menschen, welche durch Versagen zur Selbstzerstörung führen kann, und die der hilflosen Unterwerfung des Menschen unter Mächte des Jenseits. Es ist die künstlerische Leistung James Hoggs, diese Doppelschichtigkeit spürbar und sichtbar gemacht zu haben in einer schöpferischen Schau und Gestaltung, welche die Realität der Menschenwelt und die Sphäre des Überwirklichen in eins zusammenfließen lassen. Das konkrete Geschehen erhält Tiefendimension, weil es vom Überwirklichen überschattet ist; dieses Überwirkliche hinwiederum gewinnt bedrängende Wirklichkeit, weil es in das Bewußtsein des Menschen hineingenommen wird.

Eine Mehrdeutigkeit der Ereignisse und damit eine weitere Schichtung der Sinnbezüge kommt durch einen Kunstgriff in der Führung der Erzählung zustande. Das Geschehen wird doppelt, d. h. von zwei Standpunkten aus berichtet. Den Bekenntnissen Roberts, die seine geistige Sicht vermitteln, ist der Bericht eines Außenstehenden vorangesetzt: 'The Editor's Narrative'. Dieser Eingangsteil nimmt mehr als ein Drittel vom Gesamtumfang des Romans in Anspruch; er ist eine selbständige, das ganze Geschehen umspannende Erzählung. — Es spricht ein an den Ereignissen Unbeteiligter, in dessen gesunder Urteilkraft Sittlichkeit und normales Wertempfinden zu Worte kommen. Um so hoffnungsloser erscheinen die Ichsucht und Gefühlsverwirrung der folgenden Bekenntnisse, um so tiefer auch der Abgrund der Menschenseele; denn der Berichterstatter des Eingangsteils kennt zwar die Missetaten des 'Gerechtfertigten Sünders', vermag aber nicht zu ermessen, warum und auf welchen Wegen ein Mensch sich in solche Verbrechen verstricken kann.

Dieser 'Bericht des Herausgebers' hat noch eine weitere Funktion in der künstlerischen Gesamtkonzeption. Durch den Vorbericht werden die Bekenntnisse in einen historischen Raum- und Zeitbezug gestellt, weil der 'Editor' in der Haltung des Chronisten die Familiengeschichte der Colwans erzählt. Die schottische Welt um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert ersteht vor unseren Augen mit ihren kaum befriedeten Gegensätzen religiöser und politischer Leidenschaften. Der Bericht führt uns nach Edinburgh, wo Robert dem Bruder nachstellt. Dabei macht er sich den schwelenden Haß zunutze, welcher die Volkspartei der strengen Presbyterianer — in deren Reihen der 'Gerechtfertigte' steht — und die freier denkenden, zur Episkopalkirche neigenden Aristokraten trennt, denen Vater und Bruder angehören. — Zeit und Ort sind

nur leicht angedeutet, aber doch eindringlich genug, um ein 'Außen' zu dem 'Innen' der eigentlichen Bekenntnisse erstehen zu lassen.

Mit starker Suggestivkraft weiß der Dichter in diesem Vorbericht nicht allein eine Handlungszeit, sondern auch einen Handlungsraum zu schaffen, welcher sowohl die Realität eines bestimmten Hier und Jetzt ausprägt, als auch die orts- und zeitlose Atmosphäre des Grausigen und Phantastischen beherbergt. — Bald werden düstere Gassen und Hinterhöfe von Edinburgh zum Schauplatz eines Aufruhrs, zu dem Robert den städtischen Mob aufwiegelt, um seinen Bruder zu vernichten. — Bald werden wir auf das wilde Bergmassiv von 'Arthur's Seat' geführt, welches steil und drohend mit seinen dunklen Felsbändern am Rande der Stadt aufragt. In der nebligen und weglosen Einsamkeit dieses Berges sucht der gehetzte ältere Bruder Ruhe vor der Verfolgung durch den jüngeren. Hier erlebt er eine überirdisch schöne Naturerscheinung: die Landschaft unter ihm ist von dichtem Dunst verschleiert, der sich durch die Strahlen der aufgehenden Sonne zu einem bezaubernden Farbenspiele verwandelt. Und plötzlich dringt der riesenhafte, greuliche Schatten einer menschlichen Figur in diese Lichtvision: der mordplanende Robert und sein Begleiter sind dem Bruder nachgeschlichen. Diese sinnhaft-geistige Naturszene hat in ihrer Gebundenheit an einen bestimmten Ort die Kraft einer dichterischen Metapher. Geschehen und Geschehnisraum lösen sich völlig im Bilde auf, das in sich die Gesamtkonzeption des Romans trägt. Die menschliche Existenz wird geschaut als ein Schweben in wallendem Nebel zwischen himmlischem Licht und höllischer Nacht.

Erst durch das Einordnen von Mensch, Erleben und Geschehen in Zeit und Raum entsteht aus dem 'Innen' der *Confessions* jenes 'Gegenüber', das den epischen Stil ausmacht<sup>13</sup>. Das Seelengemälde wird in eine Welt gestellt und weitet sich damit zu einem Roman.

### III

Von der Betrachtung der *Confessions* an sich wollen wir nun fortschreiten zu dem Versuch, diesen Roman im Rahmen seiner Umweltsbezüge zu verstehen und ihn dem Gesamtwerk des Dichters zuzuordnen. Zur Lebenszeit Hoggs lag die in die

<sup>13</sup> Diese Bestimmung des epischen Stil geht auf Emil Staiger zurück; vgl. dessen *Grundbegriffe der Poetik*, Zürich 1951, besonders S. 85 ff.



Fabel einbezogene Feindschaft zwischen Presbyterianern und Episkopalen, die bittere Kämpfe unter den Schotten ausgelöst hatte, schon mehr als 100 Jahre zurück. Doch war sie lebendige Erinnerung geblieben in einem Volke von so starkem Traditionsbewußtsein wie dem der Schotten. In der Bergheimat des Schafhirten Hogg war die Zeit der 'Covenanters' und der 'Cameronians' (der radikalsten Presbyterianer) noch nicht vergessen. In unwegsamen Gebirgsgegenden hatten die Sektierer Zuflucht gefunden vor der Verfolgung durch die Truppen der letzten Stuartkönige. Hier hatten sie ihre geheimen Konventikel abgehalten und dem Feind den letzten Widerstand geboten. Hoggs Anteilnahme an dieser Phase der schottischen Geschichte wurde für ihn literarisch sehr fruchtbar. In mehreren seiner Prosaschriften nahm er sich das Leiden der Glaubensstreiter zum Vorwurf, so in seinem ersten Roman, *The Brownie of Bodsbeck* und in mancher kleinen Erzählung, wie *A Tale of the Battle of Pentland* oder *A Tale of the Martyrs*. Er konnte sich dabei auf mündliche Überlieferungen seiner Heimat stützen.

Was die schottischen Sektierer im Urteil der Nachwelt neben ihrem aufrechten Mannesmut am stärksten kennzeichnet, war ihre aus Fanatismus und Selbstgerechtigkeit erwachsene Härte des Handelns. Durch die Gegner aufs äußerste gereizt, begingen sie Grausamkeiten wie den mit Brutalität ausgeführten Mord an dem Erzbischof Sharp von St. Andrews. Dieser hatte als Oberhaupt der (wie sie es nannten) 'unreinen' Episkopalkirche die Gläubigen der 'reinen' Kirche verfolgt und galt ihnen als Werkzeug des Teufels. Die Mörder waren überzeugt, im Dienste Gottes eine Glau-  
benstat vollbracht zu haben und rühmten sich dessen ganz offen. Als die Sektierer nach dieser Untat härter denn je unterdrückt wurden, erstand ihnen ein neuer Anführer in Richard Cameron, welcher den Tyrannenmord mit folgenden Worten predigte:

Are there none to execute judgment upon these wicked men who are both treacherous and tyrannical... And if it be done, we cannot but justify the deed, and such as are to be commended for it, as Jael was<sup>14</sup>.

Der Hinweis auf die Israelitin Jael, von der im Buche der Richter erzählt wird, wie sie den fliehenden feindlichen Feldherrn durch List in ihr Zelt lockt und im Schlafe ermordet, macht klar, zu welchen Gewalttaten Cameron seine Glaubensgenossen anfeuerte.

<sup>14</sup> Angeführt nach Andrew Lang, *A History of Scotland from the Roman Occupation*, Edinburgh 1904, Bd. III, S. 357.

Der enge Bezug von Hoggs *Confessions* zu der hier gekennzeichneten religiösen Bewegung ist offensichtlich. Mit ähnlichen Worten und Argumenten wie den soeben zitierten rüstet sich der 'Gerechtfertigte Sünder' zum Brudermord. Sein Denken, Fühlen und Handeln offenbart in äußerster Konsequenz eine Perversion menschlichen Verhaltens, welche in den Kreisen jener sektiererischen Zeloten gegeben war: eine durch Erwähltheitsbewußtsein entfesselte Grausamkeit.

Der Drang des Romanautors, in derartiger Verdichtung psychologischen und metaphysischen Problemen Gestalt zu geben, beweist, daß in ihm, dem lange Zeit nur als Heimat- und Bauern-dichter eingeschätzten Schotten, Impulse von subtiler Geistigkeit am Werke waren, welche ihn zu einer Art und Höhe der Künstlerschaft führen konnten, die von der Literaturhistorie bisher nicht gewürdigt worden ist.

Unsere Betrachtung über die politisch-historischen und religiösen Zusammenhänge, welche in die *Confessions* eingegangen sind, führt zu der Erkenntnis, daß der Dichter aus der heimatlichen Überlieferung eine geistesgeschichtliche Problematik empfangen hat. Die ländliche Welt, in der er aufwuchs, war eine geschichtserfüllte, die an weltanschaulichen Auseinandersetzungen teilhatte und Erinnerungen an sie bewahrte. Die von der Literaturkritik aufgestellte Behauptung einer Diskrepanz zwischen der naturhaften Naivität des Bauerndichters James Hogg und der geschichtsbewußten Geistigkeit seines Romans wird somit hinfällig. Die Möglichkeit zur Gestaltung einer geistesgeschichtlichen Thematik war dem 'Ettrick Shepherd' aus dem Erleben der heimischen Welt gegeben. — Wir werden im Folgenden darlegen, daß ein Charakteristikum der *Confessions*, nämlich das Element des Übernatürlichen, im eigensten Lebensbereich und in der Erfahrungsweise des Dichters wurzelt.

Hoggs Heimat, das 'Ettrickdale', war ein unfruchtbares Land mit weiten Ödstrecken zwischen spärlichen Siedlungen. Die Bauern und Hirten lebten dort inmitten einer wilden, oft drohenden Natur in alten religiösen Vorstellungen von Naturgeistern und Gespenstern. Da die Welt diesen ursprünglichen Menschen von magischen Kräften durchwirkt war, konnte sich ihnen das Jenseitige zu sichtbarer Erscheinung verdichten.

Die Vorstellungen und Brauchtümer einer archaischen Bauernwelt, haben Hoggs dichterisches Werk reich befruchtet. Die besten seiner Versdichtungen, 'Kilmeny' und 'The Witch of Fife', sind



Feen- und Hexenballaden, deren traditionsgeprägte Imaginationskraft den individuellen und bewußten Stilwillen des Autors durchwirkt. Viele der Prosaerzählungen, wie sie in *Country Dreams and Apparitions* und *The Shepherd's Calendar* zusammengefaßt sind, dürfen als Aufzeichnung einer lebendigen Volksüberlieferung gelten<sup>15</sup>.

Wenn der Dichter in den *Confessions* mit voller Unbefangenheit den überweltlichen Mächten des Bösen und Guten Gestalt verliehen hat (nicht im Sinne einer intellektuell konzipierten Personifikation, sondern in dem einer als monströs ersuchten Manifestation), so ist ihm diese Fähigkeit aus dem heimischen Erbe überkommen. Ohne diese Unbefangenheit hätte James Hogg niemals einen naiven Dämonenglauben mit einer bewußten und subtilen psychologischen Durchdringung zu überzeugender Einheit verschmelzen können.

Es soll hiermit nicht gesagt sein, daß die außerordentliche Kraft der Versinnlichung, welche die *Confessions* auszeichnet, der Herkunft des 'Ettrick Shepherd' aus einem urtümlichen Bauernglauben zu verdanken sei. Diese Kraft ist individuelles Eigentum einer Künstlerpersönlichkeit; doch die Möglichkeit, diese Kraft einzusetzen, ihr potentiell Vorhandensein, verdankt er der heimischen Tradition.

Wenn nach dem soeben Ausgeführten die *Confessions* mit der weitgespannten Erfahrungswelt des Dichters verbunden sind, so finden sich auch Entsprechungen zu Hoggs anderen Werken in Motivwahl und Gestaltung. Das Motiv der Teufelsbesessenheit, das beherrschend in den *Confessions* hervortritt, liegt auch zwei kurzen Erzählungen des *Shepherd's Calendar* zugrunde. Während es in der einen, 'Mr. Adamson of Laverhope', nur leicht anklingt, findet es in der anderen, 'The Brownie of the Black Hags', breitere Ausgestaltung in einer Weise, die an die *Confessions* gemahnt. Es wird Folgendes berichtet:

Lady Wheelhope mißhandelt ihre Dienerschaft in so unmenschlicher Weise, daß sie ihrem sanftmütigen Manne Grauen erregt.

<sup>15</sup> William J. Merry hat in seiner kenntnisreichen, leider ungedruckten Dissertation (*James Hogg. An Attempt at a New Estimate, with an Account of His Place and Importance in Scottish Literature*, Glasgow 1922) überzeugend dargelegt, daß der Unterschied zwischen den beiden Bauerndichtern Hogg und Burns zum großen Teil durch den verschiedenartigen Kulturhintergrund bedingt ist. Burns Heimat Ayrshire war schon weitgehend kommerzialisiert und hatte die urtümliche Tradition aufgegeben, die in Hoggs Ettrickdale noch mächtig wirkte. Burns konnte darum auch schon geistig der Welt der Stadtkultur, der englischen Aufklärung, angehören, während Hogg im Grunde seines Wesens von ihr unberührt blieb.

Ihr Treiben steigert sich ins Maßlose durch die magische Einwirkung eines unheimlichen Dieners, den sie haßt und vernichten möchte, der aber Macht über sie gewinnt und sie zu sinnlosen Mordtaten antreibt. Als der Diener aus dem Hause gewiesen wird, muß die Lady ihm aus innerem Zwang folgen. Sie wird von ihm durch die Wildnis gehetzt, bis sie jämmerlich zugrunde geht und die Leute in dem unheimlichen Diener einen Naturdämon erkennen.

Wie in den *Confessions* wird hier ein von Natur zum Bösen neigender Mensch durch einen Dämon, der Besitz von ihm ergreift, zu scheußlichen Untaten gehetzt und schließlich vernichtet. Auch in der Ausgangssituation stellt sich eine Entsprechung dar: wie dem 'Gerechtfertigten Sünder' Vater und Bruder in ihrer Gutherzigkeit gegenübergestellt sind, so hebt sich von dem Wesen und Treiben der Lady ihr sanftmütiger Mann ab.

Die Tatsache dieser Motivverwandtschaft erlaubt Schlüsse über die Stellung der *Confessions* in Hoggs Gesamtwerk, da das gemeinsame Motiv diesen Roman mit einer Erzählung verbindet, welche als typisches Beispiel für Hoggs zahlreiche Kurzgeschichten gelten darf. Die Auffassung der Literaturhistoriker von der Unvereinbarkeit der *Confessions* mit dem dichterischen Gesamtwerk des 'Ettrick Shepherd', die uns schon im Hinblick auf die Umweltsbezüge fragwürdig erschien, läßt sich mit Rücksicht auf die Motivation und ihren Sinnzusammenhang nicht aufrechterhalten. Es besteht tatsächlich kein grundlegender Wesensgegensatz zwischen den *Confessions* und Hoggs anderen Prosa- und Versdichtungen, wohl aber ein bedeutender Form- und Qualitätsunterschied. Was in Volks-erzählungen wie 'The Brownie of the Black Hags' nur knapp angedeutet und kaum über den Bereich des Anekdotischen emporgehoben wird, das erfährt in dem großen Roman durch die Einschmelzung in eine historisch gegebene Welt, durch die Kraft der Imagination und das epische Gestaltungsvermögen eine Steigerung, die es verwandelt und der Sphäre des Folkloristischen entrückt.

#### IV

Mit dem Wissen um den hohen künstlerischen Wert von Hoggs *Confessions* erheben sich die Fragen, ob diesem Werk repräsentative Bedeutung innerhalb des Romans seiner Zeit zukommt und in welchem Verhältnis es zu den herrschenden Stilrichtungen und Geistesströmungen steht.

Wie vieldeutig der Begriff 'Romantik' auch ist und mit welchem Recht die neuere Forschung auf das Problematische seiner Ver-



wendung hingewiesen hat<sup>16</sup>, so bleibt doch die Gültigkeit dieses Begriffs für die Bezeichnung eines historischen Phänomens bestehen. Eine Erörterung der Problematik kann hier unsere Aufgabe nicht sein, doch dürfen wir, ohne der Mannigfaltigkeit einer geistesgeschichtlichen Epoche Gewalt anzutun, jenes im späten 18. Jahrhundert aufkommende Welt- und Lebensbewußtsein, welches die Romantik bedeutet, unter zwei Aspekten verstehen: einmal als ein Weltbewußtsein, das die Welt als Werden, nicht als Sein, erfährt, als organisch wachsendes Gebilde, welches sich in der Geschichte manifestiert; und zum weiteren als ein Selbstbewußtsein, das den Menschen als ein Wesen erfaßt, dessen geistige Existenz über das der Vernunft Zugängliche in die Sphäre des Irrationalen reicht.

Wenn man von der Fortentwicklung der Romantradition des 18. Jahrhunderts durch Maria Edgeworth und Jane Austen absieht, welche der Romantik fernstehen, so beherrschen zwei Typen die englische Erzählkunst im Zeitalter der Romantik: der romantisch-historische Roman Walter Scotts und der Schauerroman, die 'Gothic Novel'.

Betrachten wir den erstgenannten dieser beiden Typen, so zeigt sich, daß der Roman Walter Scotts unmittelbare Bedeutung für den Dichter der *Confessions* gewonnen hat. Als der Schafhirte Hogg sich dichterischer Komposition zuwandte, war es sein großer Landsmann, der ihn in die Literatur einführte und in dessen Wirkungsbereich er lange Jahre hindurch bleiben sollte. In seiner ersten größeren Erzählung, dem Roman *The Brownie of Bodsbeck*, nimmt unser Dichter einen historischen Stoff auf, den Scott kurz zuvor in *Old Mortality* behandelt hatte: die Verfolgung der Covenanters nach dem Zusammenbruch ihres Aufstandes im Jahre 1679. — Eine Betrachtung von Walter Scotts Romankunst ist naheliegend, wenn wir das Werk James Hoggs in seinem Bezug zum Roman der englischen Romantik begreifen wollen.

Auch die *Confessions* führen, wie wir feststellen konnten, in die geschichtliche Situation der schottischen Glaubenskämpfe des späten 17. Jahrhunderts, ja, es ergibt sich sogar ein ganz spezieller Vergleichsmoment zu Scotts Roman *Old Mortality*. Eine der Hauptfiguren dieses Werkes ist der finstere Fanatiker Balfour

<sup>16</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen von Horst Oppel in 'Englische und deutsche Romantik', besonders Abschnitt II (*The Sacred River, Studien und Interpretationen zur Dichtung der englischen Romantik, Die Neueren Sprachen, Beiheft 4, Frankfurt a. M., 1959*).

of Burley, einer der Mörder des Erzbischofs Sharp und der energischste Anführer der revoltierenden Covenanters. Der Konflikt religiös-politischer Leidenschaften und die Gefahren der Fanatisierung gehören zu der Thematik von *Old Mortality* wie zu der von Hogg's *Confessions*.

Gerade hier jedoch, wo Berührungspunkte gegeben sind, zeigt sich der tiefe Wesensunterschied zwischen beiden Dichtern. Walter Scott sieht zwar die Abgründe der Menschenseele, doch bleiben sie peripher in der Gesamtkonzeption seines Romans. Denn in dieser wie in allen Geschichtserzählungen Scotts geht es nicht so sehr um den Menschen als Persönlichkeit in seinen seelischen Zuständen und geistigen Konflikten, als vielmehr um das Bild einer vielfältigen Welt. Man darf Walter Scott diese sogenannte 'Oberflächlichkeit' nicht als künstlerisches Versagen anrechnen. Seine Größe als Künstler liegt vielmehr darin, daß er das Leben einer Epoche und eines Volkes in aller verwirrenden Gegensätzlichkeit in die geschlossene Komposition eines Romans zu bringen vermochte, und daß er mit dem äußeren Reichtum an Erscheinungen auch das Wirken geschichtsformender Kräfte in einem Volksschicksal wahrnahm. — So steht in *Old Mortality* neben dem Bild eines kontrastreichen, in Stände und Parteierungen aufgespaltenen Schottland auch das Bild einer Zeitwende. Das alte heroische, aber unduldsam verhärtete Puritanertum macht einem Menschentyp Platz, der eine neue, bürgerlich-tolerante Gesellschaft repräsentiert. — Um seinem Geschichtsroman zu genügen, brauchte Scott nicht in die Abgründe der isolierten Menschenseele vorzudringen, bedurfte aber wohl des historischen Sinnes und der Hingabe an die Erscheinungen der Welt, die in ihrer bunten Vielgestaltigkeit und Vielstimmigkeit mit Auge und Ohr aufzunehmen und wiederzuerschaffen waren. Auch seine düsteren Puritaner, um deren tiefere geistige Wesenheit Scott sehr wohl weiß, bedeuten ihm vor allem malerische Verdunkelungen, unheilbringende Schatten in dem farbenreichen Gemälde der schottischen Geschichte.

Ganz im Gegensatz hierzu nützt James Hogg die Gelegenheit zu malerischer Ausgestaltung einer historischen Welt nur sparsam aus, wenn er im ersten Teil der *Confessions* die Stadt Edinburgh in ihrem Tun und Treiben einführt. Die geschichtlichen Tatsachen und ihre reale Dinglichkeit sind ihm nicht als solche wichtig, geben ihm jedoch Anlaß, zur Erfassung des Seelischen vorzudringen, so daß der historische Raum zum Kampfplatz geistiger Konflikte werden kann.



Ein weiterer Berührungspunkt zeigt die Verschiedenartigkeit beider Dichternaturen noch deutlicher. Auch Scott hat eine Neigung zum Übernatürlichen und schöpft dabei wie Hogg aus der Volkstradition. Die in den Roman *Redgauntlet* eingefügte Geistergeschichte 'Wandering Willie's Tale', eine der vollkommensten Leistungen Scottscher Erzählkunst, gestaltet Vorstellungen eines ertümlchen Glaubens an das Eingreifen dämonischer Mächte in Menschenschicksale und kann insofern einer Erzählung von Hogg wie 'The Brownie of the Black Haggs' verglichen werden. In umfangreicheren epischen Kompositionen hingegen gelingt es Scott nicht, das Übernatürliche dem Gesamtgeschehen einzuschmelzen. So stark dieses Element auch in manchen seiner Romane hervortritt, so rückt es doch — anders als in Hoggs *Confessions* — nicht ins Zentrum und ist niemals Zeichen für ein Geistiges, für das Eingreifen des Jenseitigen in die irdische Welt. Das Übernatürliche soll bei Scott lediglich Atmosphäre schaffen, oft auch nur Überraschung und Spannung geben; es wird am Ende — wie in dem Roman *The Pirate* — als übersinnliches Phänomen aufgehoben und es steht, als Täuschung ausgewiesen, in natürlicher Erklärung da.

Daß Scott sich auf diesem Gebiet unsicher fühlte und nicht bereit war, das Dämonische als wirkende Macht in seine Welt einzubeziehen, geht aus der Einleitung zu *The Monastery* hervor, einem Roman, in dem die Sphäre des Übersinnlichen einen breiten Raum einnimmt. Der Dichter entschuldigt sich für die Verwendung einer Geisterromantik, die er selbst als fragwürdig anerkennt und die er als bloßes Stilmittel einer literarischen Mode zu rechtfertigen versucht.

Wenn hier auch unverkennbar eine Schwäche Scotts sichtbar wird — denn das nur Effektbedingte ist in der Kunst stets ein Zeichen ungenügender Bewältigung —, so darf man doch, im ganzen gesehen, die Verschiedenheit zwischen der Romankunst Walter Scotts und James Hoggs nicht einem Wertunterschied gleichsetzen. Vor allem die Kenntnis der vorhin charakterisierten Größe Scotts in der bildhaften Komposition historischer Welten sollte vor solchem Fehlschluß bewahren<sup>17</sup>.

Eine weitere Klärung kann uns die Konfrontation der beiden schottischen Dichter schenken, wenn wir uns ihr Verhältnis zum Geiste des Romantischen deutlich machen. Walter Scott

<sup>17</sup> E. M. W. Tillyard hebt in seiner Studie zum englischen Roman, *The Epic Strain in the English Novel*, London 1958, die Größe und Eigenart der epischen Kunst Walter Scotts überzeugend hervor.

hat vornehmlich in seiner Weise, das Historische zu sehen und darzustellen, teil an dem, was wir Romantik nennen. Das neue Geschichtsbewußtsein dieser Epoche befähigt ihn, die Welt des Vergangenen in ihrem Sosein zu erfassen, in ihr nicht mehr Exempel eines generellen menschlichen Verhaltens zu suchen — wie es noch das Aufklärungszeitalter tat —, sondern einmalige Ausprägungen eines bestimmten Volks- und Zeitcharakters. Walter Scott ist jedoch nicht Romantiker in dem umfassenderen Sinne eines Bewußtseins, welches die Welt als organisches Gebilde erfährt, losgelöst von den mechanistischen Gesetzen rationaler Ordnung. Er sieht den Menschen als einzelnen nicht im Wirkungsfelde überirdischer und irdischer Kräfte stehen, da seine geistige Position noch zu sehr dem Aufklärungszeitalter verhaftet ist. Dies lassen jene seiner Romangestalten deutlich erkennen, die eine Entwicklung zur Lebensreife durchmachen. Der junge Held in *Waverley* wird zwar in die unbesonnene und fragwürdige Revolte der Jakobiten hineingezogen und läßt sich durch den Glanz des Hochherzig-Abenteuerlichen blenden, dort kehrt er zurück in die nüchterne Ordnung seiner heimischen Welt, weil dies der Platz ist, auf dem er sich als gereifter Mann zu bewähren hat. Die Turbulenz der Leidenschaften bleibt ihm ein Zwischenspiel.

Anders als Walter Scotts Romane sind James Hoggs *Confessions* zutiefst aus dem Geiste der Romantik geboren. Der Verfasser dieses Werkes ist in anderer Ausprägung und in vollerm Maße Romantiker als sein Landsmann Scott. Bei Hogg steht der Mensch im Spiel der Mächte, über die er keine Gewalt hat und vor denen er nicht in die Sicherheit einer selbstgesetzten Ordnung fliehen kann. Die Darstellung des Konkreten und des der Vernunft Zugänglichen weist über sich hinaus auf Abstraktionen, auf Irrationales und Unfaßbares. James Hogg gehört zu den Dichtern, für die das kennzeichnende Wort von Coleridge gilt: 'the true protoplasts . . . who tame the chaos'.<sup>18</sup>

Wer sein Werk in der Zusammenschau mit dem Walter Scotts überblickt und als komplementäre Erscheinung zu dessen epischer Kunst begreift, wird die literarhistorische Bedeutung der *Confessions* erkennen. James Hogg hat eine andere, im tieferen Sinne romantische Art des Romans geschaffen als sein großer Zeitgenosse.

Die besondere Ausprägung des Romantischen in Hoggs Werk macht es notwendig, die *Confessions* mit dem Schauerroman, jener

<sup>18</sup> *Anima Poetae*, From the Unpublished Note-Books of Samuel Taylor Coleridge, ed. by Ernest Hartley Coleridge, London 1895, S. 96.



zweiten zuvor erwähnten Richtung romantischer Erzählkunst, zu konfrontieren. Charakteristische Züge des Schauerromans treten in den *Confessions* unverkennbar hervor: die Atmosphäre des Grausigen und Gespentischen, die Ballung unerklärlich monströser Ereignisse, das Bild des maßlosen Menschen, den seine Leidenschaften zum Bruch von Konvention und Moral treiben, und den ein unausweichliches Fatum schließlich den jenseitigen Mächten des Bösen anheimgibt. Aber es zeigt sich bei dieser Konfrontation — anders als bei der Gegenüberstellung mit Scott — ein beträchtlicher Wertunterschied. Zwar darf man den Schauerroman nicht als bloße Modeströmung abtun und seine geistes- und stilgeschichtliche Bedeutung allzu abschätzend beurteilen, da auch er eine legitime Manifestation des romantischen Irrationalismus ist. Er hat sich jedoch nie aus der Verstrickung in das Effektbedingte, das Sensationelle, grob Stoffliche lösen können. — Wenn Mary Shelley in *Frankenstein* die Entfesselung unbezähmbarer Kräfte durch die Selbstherrlichkeit des emanzipierten Intellektes darstellt, so bleibt bei aller Großartigkeit der Idee die Ausführung doch vielfach im Zufälligen und Melodramatischen stecken. Die Dichterin vermag nicht wie Hogg die Bereiche des Menschlichen und des Ahumanen zwingend ineinanderzufügen. — Der 'Schauer', den die 'Gothic Novel' erregt, ist ein Schauer der Nerven, nicht der Seele. Selbst die begabtesten Repräsentanten dieser Stilrichtung, Matthew Gregory Lewis mit seinem Roman *The Monk* und Robert Maturin mit *Melmoth the Wanderer*, denen die Geisterwelt mehr bedeutet als Staffage, vermögen nicht, den Einbruch des Übersinnlichen in den Bereich des Menschen mit künstlerischer Überzeugungskraft zu gestalten.

Gerade darin liegt jedoch — wie wir feststellen konnten — die Künstlerschaft des 'Ettrick Shepherd'. Wenn er auch die Effekte des Sensationellen nicht scheut, wenn auch die Art, wie der 'gerechtfertigte Sünder' von leibhaftigen Dämonen gemartert wird, an die gräßlichen physischen Qualen denken läßt, unter denen Lewis' Mönch sein Leben aushaucht, so bleiben Szenen und Effekte doch bei Hogg nicht Mittel der Nervenregung, sondern werden zu sinnträchtigen Symbolen menschlicher Verstrickung. Die Schauerromantiker, deren Teufel ihre Herkunft aus einer allzu willkürlichen und zweckgebundenen Phantasie nicht verbergen können, versagen vor der Aufgabe, das Übernatürliche der natürlichen Welt einzufügen und ihre dämonischen Geschöpfe in spirituellen Bereichen wirken zu lassen. James Hogg, der aus dem

Grunde einer lebendigen dämonologischen Volkstradition schöpft und dessen Blick in die Tiefen der Menschenseele gerichtet ist, vermag die Elemente der Teufelsphantastik einer geistigen Konzeption einzuschmelzen. Kein englischer Romancier der 'Gothic Novel' hat das erreicht. In den 'Memoiren und Bekenntnissen eines gerechtfertigten Sünders' hat James Hogg den englischen Schauerroman zugleich überwunden und vollendet, indem er ihn im Geiste echter Romantik spiritualisierte.

\*

Das Studium des Romans der englischen Romantik gewinnt durch die Betrachtung von James Hoggs epischem Werk und durch die Erkenntnis seiner literarhistorischen Bezüge neue Aspekte. Man hat angesichts der Größe romantischer Lyrik bis heute dem Roman dieser Epoche wenig Beachtung geschenkt. In seinen Untersuchungen zur englischen Romantik, *The Sacred River*, meint Horst Oppel, der Roman habe sich in England eigentümlich beziehungslos zum Hauptstrom der Romantik entwickelt, und weist dabei auf die nur bedingt romantische Haltung Walter Scotts hin<sup>19</sup>. — James Hogg jedoch steht mit seinen *Private Memoirs and Confessions of a Justified Sinner* mitten in der Geisteswelt der Romantik, indem er deren Bewußtsein zu neuen Regionen vordringen und in Sprache und Gestalt sich schöpferisch offenbaren läßt. Aus der Kenntnis dieses einen Romans erwächst uns die Aufgabe, den englischen romantischen Roman als Gesamtphänomen neu zu sehen und zu deuten als eine gültige Aussage jener großen geistesgeschichtlichen Epoche.

<sup>19</sup> A. a. O., S. 21.



### Span.-port. *reventar/rebentar* 'platzen, bersten'

Meyer-Lübke hat die Frage nach der Herkunft dieses Verbums offen gelassen und sich auf einen kritischen Überblick über die vorgebrachten Hypothesen beschränkt (REW 7221; vgl. A. Nascentes, *Dicionário*, s. vv. *rebentar, arrebentar*), der neuerdings von Corominas ergänzt wurde (*Diccionario* 3, 1109). In García de Diegos DEEH erscheint unser Wort nicht. So bleibt an vorgeschlagenen Lösungen nur Corominas' Versuch zu besprechen, das häufiger (Rönsch, vgl. Diez 276; Cortesão, Tallgren) erwogene lat. *repens*, repente 'plötzlich' bzw. \**repentare* zum Ausgangspunkt zu machen.

Corominas' Begründung dieser Etymologie führt ein bezeichnungsgeschichtliches und ein wortgeschichtliches Argument ins Feld. Wenn man bedenke, daß kat. *crebar*, span.-port. *quebrar* < lat. *crepare* noch bis an das Ende des Mittelalters die ursprüngliche Bedeutung 'platzen, bersten' bewahrt habe, könne *reventar/rebentar* als ein Ersatzwort betrachtet werden, das vor dem Einrücken in die Position von *crepare* eine andere Bedeutung gehabt hat. Im Anschluß an eine der zahlreichen Definitionen von Morais für port. *rebentar, arrebentar*, nämlich '*aparecer, chegar de repente*', möchte nun Corominas diese Bedeutung als die ursprünglichere herausstellen und von ihr etwa '*sair, ou entrar com ímpeto*' und auch die im Spanischen und Portugiesischen im Vordergrund stehende Entsprechung '*quebrar com estrondo, com violência; fazer explosão; estalar*' ableiten.

Aber schon grundsätzlich ist die Bedeutungsfiliation 'plötzlich erscheinen, auftauchen' > 'einbrechen, ausbrechen' > 'platzen, bersten' wenig überzeugend, die semantische Entwicklung in umgekehrter Richtung dagegen eine geläufige Erscheinung. Soweit die von Morais und Corominas angeführten Beispiele für 'plötzlich erscheinen, plötzlich herauskommen' nicht überhaupt eine andere Wiedergabe nahelegen (milit. 'ausbrechen, losbrechen': "*pera esperar onde o inimigo arrebentava*"; "*quando súbitamente rebentou contra eles do certão hum exército dos Bagadas*"), steht die Bedeutung '*aparecer, chegar de repente*' ganz am Rande des Bedeutungsfeldes unseres Wortes, in der portugiesischen Literatur des 16./17. Jahrhunderts ebenso wie in der heutigen Sprache. Für diese bringen Beau-Irmen (Längscheidts Taschenwörterbuch) die folgenden Definitionen:

port. *rebentar* 'platzen, bersten; brechen (Deich); sich brechen (Welle); ausbrechen (Krieg); hereinbrechen (Unglück); losbrechen (Lärm, Unwetter); aufbrechen (Knospe, Geschwür); sprießen (Pflanze); hervorquellen (Wasser, Tränen); auftauchen; umkommen vor'.

Dieses Bedeutungsfeld ist von 'plötzlich erscheinen, plötzlich ankommen' aus nicht zu erschließen. Corominas' bedeutungsgeschichtliche Erwägung wird weder durch semasiologische Schlüssigkeit noch durch die Chronologie der (portugiesischen) Belege gestützt.

Auch sein bezeichnungsgeschichtlicher oder lexiko-strukturalistischer Gedanke, daß *reventar/rebenatar* in einen von span.-port. *quebrar* geräumten Bedeutungsbereich eingerückt sei, wird der sprachlichen Realität nicht gerecht. Die Sprache pflegt für 'bersten, platzen' eine Mehrzahl von Ausdrucksmöglichkeiten bereitzuhalten, das Portugiesische etwa *estalar, estoirar* u. a. neben *rebenatar*, die sich semantisch überschneiden, aber nicht völlig decken. Die von Corominas angenommene pathologie verbale dürfte darum so wenig bestanden haben wie die von ihm postulierte und in relativ späte Zeit verlegte Bedeutungsentwicklung. Sein \**repentare* zu lat. *repente* 'plötzlich' entbehrt aller Wahrscheinlichkeit.

Ganz anders steht es dagegen mit der Familie von lat. *pēdere* 'fetzen', *pēditum* 'crepitus ventris', die von Cornu als Etymon für span.-port. *reventar/rebenatar* vorgeschlagen wurde. Sie hat, vor allem in der Ableitung \**pēditare* (REW 6358; FEW 8, 133 ff.), in der Romania eine Fülle von Ablegern mit der Bedeutung 'knallen, platzen, bersten' und daran anschließenden Bedeutungen hinterlassen. Meyer-Lübke hatte gegen Cornus Ansatz \**repēditare* nur geltend gemacht, daß er das -n- von span.-port. *reventar/rebenatar* nicht erkläre. Corominas fügt drei weitere Einwände hinzu: weil das Spanische und Portugiesische das Simplex *pēdere* bewahrt hätten (auch das Port.?), wäre für sie die Bildung von \**pēditare* seltsam; lat. *pēditum* sei außerdem in span.-port. *pedo/peido* mit Sonorisierung von -t- > -d- entwickelt, ein \**repēditare* > *reventar/rebenatar* mit t daher lautlich nicht verständlich; und schließlich sei die Sonorisierung des stamm-anlautenden p in \**re-pēditare* unwahrscheinlich, da das vorhandene Simplex eine solche Stammverknennung verhindert hätte. Diese drei Einwände sind von sehr geringer Beweiskraft. Ist in der Galloromania sogar das Nebeneinander von *pēdere* und \**pēditare* in der Ursprungsbedeutung geläufig (altfrz. und dial. *poire* < *pēdere* neben *peter* < \**pēditare*), so kann auch die Existenz von \**pēditare* auf der Pyrenäenhalbinsel in differenzierter Bedeutung (arag. *petar* 'chasquear el látigo', DEEH 4894a, 4896; dazu aber RF 69, 80) nicht überraschen. Die semantische Selbständigkeit von \**pēditare* vermag gleichzeitig auch die Stammverknennung und intervokale Behandlung von p > b in der Präfixbildung mit re- zu erklären. Und wenn *pēditum* zu span. *pedo*, port. *peido* (Abltg. *peidar*) geworden ist, so schließt das eine divergente Entwicklung von \**pēd(i)tare* keineswegs aus; das lat. *pēditum*, \**pēditare* ist, wie von Wartburg bemerkt, mit Bezug auf die Synkope 'lautlich nicht einheitlich behandelt worden' (FEW 8, 142a).

Für die so naheliegende Verknüpfung von span.-port. *reventar/rebenatar* mit der Familie von lat. *pēdere* bleibt also nur übrig, eine Erklärung für das rätselhafte n zu finden. Corominas erwägt ein \**repēdentare* zu *pēdere*, das er aber als 'formación muy sospechosa' (und wegen der Sonorisierung des Stammanlautes) verwirft. Morphologisch erscheint diese Bildung jedoch keineswegs als abwegig, denkt man an die gleichgearteten Ableitungen \**crepantare* und \**asclantare*, die in unserem Bedeutungsbereich von lat. *crepare* (REW 2312f.) und \**asclare* (Rom. Jb. 10, 273) existieren. Es gibt eine zweite Möglichkeit. Bei schallbezeichnenden Verben finden wir häufig nebeneinander Formen auf -inare und -itare (\**gracinare*/*\*gracitare*, DEEH 3119b; \**pippinare*/*\*pippitare*), gelegentlich auch die Kombination beider Verbalsuffixe (\**pippitinare*, Rom. Jb. 10, 280 f.)<sup>1</sup>. Neben \**pēditare* wäre also ein \**repēd(i)t(i)nare* durchaus plausibel und seine lautliche Entwicklung zu port. *rebenatar* derjenigen von \**pippitina(re)* > *pinta* völlig analog. Bei der Wahl zwischen \**repēdentare*

<sup>1</sup> Vgl. auch \**pēditare* / \**pēdinare* / \**pēdītinare* zu lat. *pes* (RF 69, 81 f.).



und \*repēditinare würde ich der zweiten Grundform den Vorzug geben, weil \*pēditare mit der Bedeutung 'platzen, bersten' u. ä. in der Westromania weit verbreitet ist. Daß die stammbetonten Formen von span. *reventar* diphthongieren (*reviento*), ist in diesem Fall aus den bekannten morphologischen Schwankungen (Menéndez Pidal, *Manual* § 112,4) oder durch Angleichung an andere -entar-Verben zu erklären.

Die hier vorgeschlagene, auf Cornu fußende Lösung hat den Charakter des Einfachen und Normalen: sie erklärt das span.-port. *reventar/rebentar* als eine morphologische Variante seiner romanischen Synonyma aus der Familie von lat. *pedere*, *peditum*. Bei anderer Gelegenheit habe ich eine ähnliche Beobachtung für das mit span.-port. *reventar/rebentar* weitgehend synonyme frz. *éclater*, ital. *schiazzare* gemacht (Rom. Jb. 10, 273). Das in den grundsätzlichen Fragen übereinstimmende Ergebnis beider Untersuchungen zeigt uns die oft unterschätzte Konstanz der vulgärlateinischen Wortfamilien und die Bedeutung der vulgärlateinischen Wortbildung für die Etymologie.

Bonn

Harri Meier

## Sir Orfeo, l. 565

MS. Auchinleck: & wip a begger her in y-nome

Editors and translators of the poem have understood this line in several ways. Miss Weston<sup>1</sup> translates it as 'And my wife abode with a beggar poor / While I came again to my palace door', W. Hertz<sup>2</sup> as 'Und mit ihr Herberg diese Nacht / in eines Bettlers Haus genommen', while French and Hale<sup>3</sup> simply offer the gloss 'took her lodgings' without comment. The rendering given by Sisam<sup>4</sup> is disputed by the latest editor, Mr. A. J. Bliss<sup>5</sup>, who says 'Sisam takes *in* as a noun and translates "[had] taken up my abode", leaving *her* unexplained. It is better to take *her* as a variant of *hir* (compare line 92) and *in* as an adverb: "and [had] taken her into the house of a beggar". This is a bold attempt to make sense of a difficult line, but the evidence in favour of taking *in ynome* as a phrase meaning 'took lodging' seems to be overwhelming. The most striking parallels come from other metrical romances, e. g.

To þat cyte when þe[y] come,  
At þe burgeys hous *hys yn he nome*,  
Ther-as woned Emarye.

(*Emare*, ed. Rickert, l. 839)

Fort to þe hauene hi beop icume,  
And þer habbeþ *here in inome*.

(*Floris and Blancheflur* [Cambridge MS],  
ed. McKnight, l. 20)

1 J. L. Weston, *Chief Middle English Poets* (1914).

2 W. Hertz, *Spielmannsbuch* (1886).

3 W. H. French & C. B. Hale, *Middle English Metrical Romances* (1930).

4 K. Sisam, *Fourteenth Century Verse and Prose* (1921).

5 A. J. Bliss, *Sir Orfeo* (1954), p. 55.

Syr., vij knyȝtes han her har in ynom[e]

And euer y wayte whan þey wyl come

(*Sir Launfal*, ed. Bliss, l. 112)

And take your inne in the cyte,

By nyght, that no man you see.

(*Lyfe of Ipomydon*, ed. Weber, l. 661)

but the expression is found in other types of literature —

He zent his messagyers be-uore uor to nime guod in.

(*Ayenbite of Inwyt*, ed. Morris, p. 195)

Wit nichodeme he tok his hin

(*Cursor Mundi*, ed. Morris, l. 17 650)

Wij wormes is nou nomen þyne in

(*Desputisoun bitwen þe Bodi and þe Soule*

[Vernon MS], ed. Linow, l. 86)

Both *nime(n)* and *take(n)* occur (the Digby and Auchinleck MSS of the *Desputisoun*, for instance, have [y]taken) and the noun is sometimes found in the plural form *inn(e)s* (which long retained the sense of 'lodgings')<sup>6</sup>:

They toke theyr ynnes in good intente,

And to theyr supper soone they wente

(*Squyer of Lowe Degre*, ed. Mead, l. 495)

In no kyn house pat rede mon is,

Ne womon of þo same colour y-wys,

Take neuer þy Innes for no kyn nede.

(*Boke of Curtasye*, l. 309, ed. Furnivall,  
*Babees Book*)

Biside ȝow here þe bare bigins

To big his boure in winter tyde;

And all bi tyme takes he his ines...

(*Minot's Poems*, ed. Hall, VIII, l. 27)

For Philip þe Valaise . had he [his] brede baken,

And in þe toure of London . his ines er taken...

(*ib.*, IX, l. 52)

Comparable phrases exist in both Old French and Old Norse<sup>7</sup>. There is the French *prendre port*, which appears in Middle English as *take/nime haven*, and the OFr *prendre sa herberge* / ON *taka sér herbergi*, which has a Middle English equivalent in *take herber*<sup>8</sup>. An ON phrase *taka (sér) inni* does in fact occur in the late *Mariu Saga*<sup>9</sup>:

<sup>6</sup> cf. NED, EDD s. v. *inn*.

<sup>7</sup> cf. A. A. Prins, *French Influence in English Phrasing* (1952), pp. 266—7.

<sup>8</sup> It is difficult to determine the precise origin of this ME phrase. There is an example of it in OE — *þa genam he þær herebeorge* (Napier, TPS [1906] p. 346) — but Prins thinks that 'in l OE there would be nothing strange in the adoption and adaptation of a Sca. phrase'. On the other hand, *herebeorge niman* resembles several other OE expressions with *niman* used in 'a metaphorical sense'. Cf. *eard niman* 'to take up one's abode', *wicstowa niman*, 'to pitch a camp', *wintersett niman* 'to take up winter quarters'. The NED, probably wisely, does not commit itself: '... the phonology points rather to an OE type (original, or perh. after the Norse)'.

<sup>9</sup> ed. C. R. Unger (1871), p. 631, cited by Fritzner, *Ordbog over det gamle norske Sprog*, II, p. 211.

... birtir gud drottinn með sinne myskunn Gerberte modr unga manz, huar ouin guds ok hennar hefir sier inne tekit.

*Her* remains a problem. No certain emendation suggests itself. *Were* (subjunctive) seems unlikely, since the curious *ouer-jn* of MS Ashmole 61 could as easily be explained as a mistake for *ource in* — and indeed it could be claimed that *oure in*, in spite of the loose syntax that it involves, was the original reading. Alternatively, *her* could be removed entirely, on the assumption that it was suggested to the scribe by *here* in the preceding line. The metre would then be perfectly regular, and we know from other lines, such as

(382) 'Parfay!' quap he, 'Icham a minstrel, lo',

that extra-metrical words have sometime crept into our copies. But perhaps we need not resort to such draconian solutions. Although in most of the examples above *in* is accompanied by a possessive, it seems possible in this line to take *her* either as an objective genitive or as a dative 'for her'<sup>10</sup>, a sense which completes the contrast implied by *mi-self* in the next line:

& wip a begger her in y-nome,  
& were mi-self hider y-come...

Oxford

Douglas Gray

<sup>10</sup> What seems to be a similar use of an objective genitive in this very phrase occurs in the Auchinleck MS. of *Floris and Blanchefleur* (ed. A. B. Taylor), ll. 479 ff.:

So longe Florice hap vndernome,  
To a fair cite he is icome;  
Wel faire men hap his in inome,  
Ase men scholde to a kinges sone,  
At a palais, was non him illiche...

Here the French romance (ed. E. Du Méril) simply has (ll. 1197 ff.):

... et sont venu a la cité  
que tant avoient desiré,  
chiez un borgois sont herbergié...

and the other English MSS. have the normal form of the ME phrase:

To a riche Cite hi buþ icume;  
Vaïre hi habbeþ here in inome... (Cambridge MS. l. 85)  
[N]ow to pat Citee Florys is come;  
Feire he hath his ynne y-noome  
At a palaise... (Trentham MS, l. 443)

## Zu einer Stelle des *Vengement Alixandre*

V. 827—828 des *Vengement Alixandre* (Gui de Cambrai, *Le Vengement Alixandre* ed. B. Edwards, Princeton, N.J. — Paris s. a., Elliott Monographs 23) lauten in Hs. K: *Les lances peçoierent as confanons de sie, Li escu sont troé mlt il ne chielent mie*. Bei *sie* und *mlt* handelt es sich um offensichtliche Versehen für *Sire* (s. Vocabulary, S. 125) und *mais* (so in fast allen übrigen Hss.). Auffällig ist die Form *chielent*, von der der Heraus-



geber (Vocabulary, S. 116) vermutet, sie sei die 3. Person Plural eines persönlich (d. h. mit Personensubjekt) gebrauchten *chaloir*<sup>1</sup>. Das wäre insofern ungewöhnlich, als dieses Verbum in altfranzösischer Zeit sonst nie mit Personensubjekt konstruiert wird und auch später für die 3. Pers. Pl. in dieser oder anderer Form nicht belegt ist<sup>2</sup>. Zudem kommt es in demselben Text an anderer Stelle (Hs. K. V. 987) in normaler Verwendung vor: *Et mout forment se griuent mais as grijois que caut*. Es scheint mir daher erwägenswert, nicht *ne chielent* zu lesen, sondern *n'eschiclent*. Der Schreiber hätte in diesem Fall ein *s* übersehen und ein *c* für *e* gelesen, zwei Fehler, die man ihm angesichts der zahlreichen weiteren Ungenauigkeiten in Hs. K<sup>3</sup> wohl zutrauen kann. Nehmen wir einen für unseren Text ganz gewöhnlichen Wechsel von *c* und *ch* und eine Metathese des *l* an, so kommen wir von *n'eschiclent* auf *n'eschlicent*: 'aber sie zersplittern nicht'<sup>4</sup>, was auch im Hinblick auf die Varianten einen besseren Sinn ergäbe (z. B. hat die der Edition zugrunde gelegte Hs. H *mais il n'en sont pas pire*). Die Annahme einer Umstellung des *l* wird gestützt durch die Form *escicles* im Oxforder Roland, V. 723, die von allen Herausgebern in *eschices* 'Splitter' gebessert wurde<sup>5</sup>.

Mainz.

Hans Helmut Christmann

<sup>1</sup> Vgl. auch W. v. Wartburg, *FEW* Bd. II, 1, S. 85.

<sup>2</sup> Vgl. Verf., Lateinisch 'calere' in den romanischen Sprachen, Wiesbaden 1958, S. 103 f. und passim.

<sup>3</sup> Vgl. B. Edwards, *A Classification of the Manuscripts of Gui de Cambrai's Vengement Alixandre*, Princeton, N. J. — Paris 1926 (Elliott Monographs 20), S. 47 f.

<sup>4</sup> *Esclicier* in bezug auf Schilde begegnet z. B. *Erec* V. 3797, s. Tobler-Lommatzsch Bd. III, Sp. 926.

<sup>5</sup> Vgl. *La Chanson de Roland commentée* par J. Bédier, Paris 1927, Glossaire (von L. Foulet) s. v. *escicles*: 'Le mot est ordinairement écrit *eschice*.' Hs. V<sup>4</sup> hat an der entsprechenden Stelle (V. 657) *leselice*, wofür G. Gasca Queirazza in seiner Ausgabe (Torino 1955) liest *le schice*.

## Georg Büchner und William Mudford?

Daß sich Georg Büchners Kenntnis der englischen Literatur auf die Dramen Shakespeares beschränkte, galt widerspruchlos als ausgemacht, bis Rudolf Majut 1953 und 1955 in zwei Aufsätzen im *Modern Language Review* auf die überraschende Fülle englischen Schrifttums schöngestiger und wissenschaftlicher Art aufmerksam machte, die dem deutschen Dichter nach Ausweis seines Werks und sonstiger Äußerungen bekannt gewesen sein muß. Und obwohl auch Majut nicht mit Gewißheit feststellen kann, wieweit Büchner der englischen Sprache mächtig war und bis zu welchem Grade ihm also englische Literatur in Übersetzung bzw. durch Berichte

von Freunden und Bekannten zugänglich wurde, so liegt doch die Vermutung nahe, daß — wenn die Lektüreliste schon so lang ist, wie sie durch jene neue Forschung geworden ist — ihr noch das eine oder andere hinzuzufügen ist.

Zu Quellenforschung regt zum Beispiel die folgende Stelle aus *Dantons Tod* an. In der ersten Conciergerie-Szene des vierten Aktes sagt der Held des Stückes: 'Will denn die Uhr nicht ruhen? Mit jedem Picken schiebt sie die Wände enger um mich, bis sie so eng sind wie ein Sarg. — Ich las als Kind so 'ne Geschichte, die Haare standen mir zu Berg' (*Werke und Briefe*, ed. Fritz Bergemann, Leipzig: Insel, 1952, S. 69). Auf welche 'Geschichte' wird mit diesem Motiv angespielt? Da es hier nur um seiner stimmungsgestaltenden Funktion willen verwandt ist, braucht man sich nicht an den Umstand zu klammern, daß es sich um ein Werk handeln muß, daß der historische Danton gelesen haben kann; und da fällt dem Anglisten als Behandlung dieses immerhin recht esoterischen Motivs natürlich sofort Edgar Allan Poes 'The Pit and Pendulum' ein, eine Novelle, die die raffinierten Qualen schildert, denen ein Gefangener ausgesetzt ist; und dazu gehört auch der 'contracting dungeon'. Da Poes Erzählung jedoch 1843 erschien, *Dantons Tod* aber schon 1835, erweist sich dieser Gedanke als eine falsche Fährte. Trotzdem lenkt sie wieder in die vermutlich richtige ein. David Lee Clark hat nämlich als Quelle von Poes 'Pit and the Pendulum' u. a. eine Geschichte ermittelt, die sich ganz auf die Schrecken des Todes in einem solchen schrumpfenden Kerker konzentriert. (*Modern Language Notes*, XLIV, 1929). Das ist 'The Iron Shroud by the Author of First and Last', d. h. von William Mudford (1782—1848), der, zwar heute vergessen, als Verfasser von Romanen wie *The Five Nights of St. Alban's* (1829), *The Premier* (1831) und von kritischen Untersuchungen zur Moralphilosophie und Geschichte sowie als Übersetzer hervorgetreten ist. 'The Iron Shroud' erschien im August 1830 in *Blackwood's Edinburgh Magazine* (XXVIII, 364—71). Daß sich Büchner für diese Zeitschrift interessierte, ist zumindest nicht unwahrscheinlich, da sie ja nicht nur literarisch, sondern vornehmlich kulturpolitisch eingestellt war und gewiß keinen konservativen Standpunkt vertrat<sup>1</sup>. Sie erfreute sich zudem eines hohen Ansehens, ließ auch führende Schriftsteller der Zeit zu Worte kommen. Außerdem führt die CBEL noch eine Buchfassung der Erzählung auf, *The Iron Shroud, or Italian Revenge* (III, 411). Sie ist dort '1840?' datiert wie auch in anderen bibliographischen Hilfswerken, dürfte also gegenüber der Fassung in *Blackwood's* kaum in Betracht kommen, obwohl Danton von einem Buch spricht. In jener kurzen Erzählung im *Edinburgh Magazine* also, die von Mudfords meisterhafter Beherrschung des haarsträubenden Genres zeugt, haben wir also die wahrscheinliche Quelle jener Sätze im *Danton*; nicht aber als Quelle ist sie interessant, sondern aus dem Grunde, daß sie einen neuen Zug in das bewegte Bild von Büchners Beschäftigung mit englischer Dichtung zeichnet.

Berkeley/California

Karl S. Guthke

<sup>1</sup> Möglicherweise kannte er sie aus zweiter Hand, nämlich durch den Pfarrer Jaeglé in Straßburg, der — worauf mich Rudolf Majut aufmerksam machte — im dortigen 'Lesekabinett' englische Zeitschriften gelesen zu haben scheint. Vgl. auch den Brief an die Familie vom 15. März 1836: 'Ich will Euch ... sogleich eine sonderbare Geschichte erzählen, die Herr J. in den englischen Blättern gelesen ...' — Wieweit das Motiv des 'contracting dungeon' zu den Wandermotiven des Schauerromans gehört, ist bei der unzureichenden Verfügbarkeit der Subliteratur schwer zu entscheiden. In den ausgedehnten Studien zu meinem Buch über den Schauerromantiker Matthew Gregory Lewis ist es mir nicht aufgefallen.

# Besprechungen

---

## Germanisch und Deutsch

Heinrich Wagner: *Das Verbum in den Sprachen der britischen Inseln*. Ein Beitrag zur geographischen Typologie des Verbums. (Buchreihe der Zs. f. celtische Philologie, Bd. 1.) Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1959. XX und 258 S.

Das vorliegende Buch gehört zu den wichtigsten sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen der letzten Jahre, auch wenn man nur diejenigen Teile berücksichtigt, die ein Germanist mit indogermanistischen und keltistischen Interessen beurteilen kann. Wagner behandelt im 1. Teil ausführlich das Verbum in den neukeltischen Sprachen und in einigen irischen Mundarten, kürzer die Hauptzüge des neuenglischen und des angloirischen Verbums (dieser letzte Abschnitt enthält eine wichtige Bemerkung zum Ursprung von ae. *beow*, S. 113 f.). Der 2. Teil bespricht die geschichtliche Entwicklung, welche zu einer im Sprachmaterial mehrsprachigen, dem Typus nach jedoch einhelligen Provinz auf den britischen Inseln geführt: sowohl die altkeltischen Dialekte, die vor der Römerzeit nach Britannien und Irland verpflanzt worden waren, als auch das Angelsächsische haben sich in einer konvergierenden Entwicklung des Verbums dem sprachlichen Typus der Vorbevölkerung angepaßt. Ich zitiere aus der Zusammenfassung S. 150 f.: 'Die typologische Umschichtung des Ags. erfolgt auf den brit. Inseln, geht parallel mit der Entwicklung der inselkelt. Sprachen, und führt . . . zu der Ausbildung eines typisch britischen, die keltischen Sprachen und das Englische umfassenden Verbaltypus, innerhalb dessen es geographisch gebundene Variationen gibt. Das Englische zeigt, wie eine einheitliche Sprachmaterie auf Grund ihrer geographischen Verpflanzung Stadien zweier, einander absolut entgegengesetzter Sprachtypen durchlaufen kann. Eine Sprachmaterie kann sich jeder innern Sprachform anpassen . . . Daß sich das Germanische im ags. England einige Jahrhunderte ziemlich gut erhalten konnte, hängt mit dem Vorhandensein einer ags. Aristokratie und einer ags. Schrift- und Dichtersprache zusammen. Mit der normannischen Eroberung wird dieser germanischen Herrscherschicht die Spitze gebrochen und der Entwicklung einer britischen Sprache freier Lauf gewährt.' Das Buch enthält auch sonst viel grundsätzlich wichtiges: S. 120 ff. zum Randsprachenproblem (wobei das Alemannische eine Rolle spielt), zur Indogermanenfrage im Anhang S. 241 ff., Skandinavistisches (S. 122, 217 f.), Romanistisches im 3. Teil, der den britischen Verbaltypus mit den Verhältnissen in anderen europäischen Gebieten sowie in Afrika und Asien vergleicht und wobei sich das französische, baskische und berberische Verbum mit dem britischen zu einer nordafrikanisch-westeuropäischen Sprachschicht zusammenschließen.

Eine Substrattheorie zu begründen, war nicht die Absicht des Verfassers, der vielmehr den Begriff Substrat auf den Bereich der genealogischen Sprachforschung beschränkt (S. 242): die innere Sprachform, mit der man es in der Typologie zu tun hat, sei nicht an ein konkretes Volk gebunden, sondern 'eher geographisch' bestimmt, — 'die Sprachstrukturen sind namen-



los'. Diese Grundsatzfrage wird, wie ich glaube, noch nachgeprüft werden müssen, denn es wäre denkbar, daß in ferner Urzeit Sprachmaterie (die Laute und Wörter) und die innere Sprachform bei primären Trägern zusammentreffen und durchaus mit einem Völkernamen benannt werden könnten. Das führt zwar nicht zur Einführung des Substratbegriffs in die Typenforschung (man müßte eher von *Imo-strat* reden), wohl aber zur Annahme, daß für Großperioden wie Historisches Zeitalter und Steinzeitalter die Sprachwissenschaft besondere Begriffs- und Methodensysteme herausarbeiten müßte.

Siegfried Gutenbrunner

Hans-Heinrich Wängler: *Grundriß einer Phonetik des Deutschen mit einer allgemeinen Einführung in die Phonetik (mit einer Sprachplatte)*. Marburg 1960, VIII, 156 S.

Dieser Grundriß ist in erster Linie für deutschlernende Ausländer und ihre Lehrer gedacht. Ihnen wird der Hauptteil über die deutschen Sprachlaute von großem Nutzen sein (S. 62–145). Der Vf. bietet den schriftlich schwer fixierbaren Stoff übersichtlich und gründlich dar, indem er ihn von verschiedenen Seiten aus betrachtet. Auf diese Weise entsteht eine Basis, von der aus es leicht sein dürfte, die einzelnen Laute richtig zu lehren oder selbst nachzuvollziehen. In der Folge Konsonanten / Vokale / Diphthonge werden die Laute nach ihrer Artikulations- bzw. Öffnungsstelle kapitelweise durchgenommen. Es wird die Lautbildung beschrieben und mit Hilfe von Querschnittsskizzen der Sprechorgane, die auf Röntgenaufnahmen beruhen, verdeutlicht; es wird auf die Unterschiede zwischen Laut und Schriftzeichen hingewiesen und auf die Besonderheiten, welche sich jeweils in der Sprechsituation ergeben. Beispiele zeigen den Laut im größeren Verband des Wortes; sie fassen die theoretischen Erörterungen zusammen und leiten vom Schriftbild über die phonetische Umschrift zum Klangbild der beiliegenden Schallplatte und damit zur Praxis über. Die Lautschrift ist nach dem System der Association Phonétique Internationale gehalten. Es ist schade, daß die Übersicht (S. 30) nur eine Auswahl der verwendeten Zeichen und nicht alle bringt. Im Schlußkapitel geht der Vf. über das Einzelwort hinaus; er behandelt 'Intonationsfragen', indem er die Melodieführung des einfachen Satzes graphisch darstellt (S. 133–142) und spricht. Eine Erweiterung dieses Abschnittes um den zusammengesetzten Satz und die Intonation seiner verschiedenen Glieder würde der ausländische Leser sicher begrüßen. — Zahlreiche Hinweise ermöglichen es, die Einzelprobleme in der neuesten Forschung weiterzuverfolgen.

Dem Ganzen geht eine weitausholende Einleitung voraus, die in die allgemeine Phonetik einführt. Sie steckt das Gebiet ab, nennt die Aufgaben und fragt nach den anatomisch-physiologischen und physikalischen Voraussetzungen für die Entstehung der Sprachlaute. Eine solche Stofffülle ist auch in der knappen Form eines Grundrisses nicht auf 60 Seiten unterzubringen, ohne daß sich bei dem Verzicht auf längere Erläuterungen Verständnisschwierigkeiten für den Lernenden ergeben müssen. Das gilt besonders für den medizinischen Teil (S. 31–56), in dem die Zahl der fachlichen Termini und Abbildungen besonders groß ist.

Aber auch den ersten, allgemeinen Teil wünscht man an verschiedenen Stellen ausführlicher. Den Erörterungen über Hellwags Vokaldreieck und das Vokalviereck der Kopenhagener Konferenz sollten zur Veranschaulichung die Skizzen beigegeben sein (S. 23). Die Ausführungen über das Verhältnis von Laut und Zeichen würden sich anhand von Beispielen nachhaltiger einprägen (S. 27 f.). Das gleiche gilt für einige termini technici, die ohne Erklärung nahezu unverständlich bleiben, wie z. B. 'Saugsprenkungswirkung' oder 'geführte Verschluslösung' (S. 22).

Zweifelloos zu kurz gekommen ist der Abschnitt über die historischen Lautveränderungen (S. 129 ff.), vor allem über die Unterschiede zwischen

dem Mittelhochdeutschen und dem Neuhochdeutschen (die Monophthongierung z. B. wird überhaupt nicht erwähnt). Die Diskrepanzen zwischen der Schrift und dem Lautwert dürfen nicht nur mit dem einen Satz erledigt werden: 'Bei historisch-etymologischer Betrachtungsweise z. B. erscheinen solche "Mängel" in ganz anderem Lichte' (S. 29). Hier sollte die Leistung Otfrids, der sich schon ernsthafte Gedanken um die schriftliche Wiedergabe der Lautwerte gemacht hat, nicht unerwähnt bleiben, und an diese ersten größeren schriftlichen Zeugnisse in deutscher Sprache wären die Betrachtungen über die lautlichen Veränderungen nach den beiden Lautverschiebungen anzuschließen.

Die Phonetik des Deutschen wird in ihrer Eigenart und Gesetzmäßigkeit besonders deutlich, wenn sie gegenüber völlig anderen Möglichkeiten abgehoben wird, wie sie der Vf. in Verbindung mit dem Hamburger Institut für Afrikanische Sprachen bei der Artikulation (S. 18) und Silbenbildung (S. 126) hinzuzieht. Dadurch wird eine Distanz zum Selbstverständlichen geschaffen, die das Altvertraute in neuem Lichte zeigt.

Siegfried Grosse

Notkers des Dichters *Hymnenbuch*, lateinisch und deutsch hrsg. von Wolfram von den Steinen. Kleine Ausgabe, vermehrt um 5 Melodien, hrsg. von Günter Birkner. Bern und München: Franke, 1960. 95 S.

Den *Liber Ymnorum* Notkers I. von St. Gallen (gest. 912) veröffentlichte W. v. d. Steinen zum erstenmal in einer authentischen Ausgabe, zusammen mit Hymnen und Sequenzen aus der Notker-Schule und einer weitgespannten, für den Leser tief einprägsamen Deutung in dem zweibändigen Werk 'Notker der Dichter und seine geistige Welt'. Darstellungsband und Editionsband. Bern 1948 (Vgl. Archiv 187, 119.) Auf dieser Ausgabe ruht die vorliegende 'editio minor' von Notkers Hymnen. Beigegeben sind einige wichtige Lesarten, für die philologische Begründung wird der Leser auf den Editionsband der großen Ausgabe verwiesen. Das Neue an dieser kleinen Ausgabe sind fünf Melodien, die G. Birkner aus der auf Linien notierten St. Galler Überlieferung und den unliniert neumierten St. Galler Hss., die Notkers Werk überliefern, rekonstruiert hat. Es sind dies die Melodien folgender Sequenzen (die Seitenzahl bezieht sich auf den Editionsband der großen Ausgabe): *De Die Sancto Pentecoste* (S. 54); *De Assumptione Sanctae Mariae* (S. 66); *In Dedicatione Ecclesiae* (S. 74); *In Natale Apostolorum* (S. 80); *De uno Martyre* (S. 86). Eine Begründung seiner Rekonstruktion stellt G. Birkner in Aussicht. Dieser Versuch, Notkers Dichtung wieder musikalisch zum Klingen zu bringen, ist sehr zu begrüßen. Denn noch in der großen Ausgabe (Ed.bd. S. 159) mußte W. v. d. Steinen auf jegliche Wiedergabe von Melodien verzichten und konnte nur auf ältere Abdrucke verweisen. Damit ist die Erfüllung des Wunsches, der bei der Anzeige der großen Ausgabe in dieser Zeitschrift geäußert wurde, nämlich Sprachliches und Musikalisch-Melodisches im Werk Notkers wieder zusammenzuführen, nähergerückt. — Mit dieser schönen kleinen Ausgabe geistlicher Dichtung in lateinischer Sprache, die W. v. d. Steinen die 'Vatersprache' des mittelalterlichen Menschen genannt hat, möge der Leser einen der frühen Gipfelpunkte geistlicher Lyrik kennenlernen. Denn sie steht in ihrer ergriffenen schlichten Klarheit ebenbürtig neben der formvollendeten Fülle der Sequenzen Adams von St. Viktor, von denen wir ebenfalls eine schöne zweisprachige Ausgabe besitzen (München, Kösel, 2. A. 1955).

Xenja v. Ertzdorff

Der Stricker. *Fünfzehn kleine Verserzählungen* mit einem Anhang: Der Weinschwelg. Hg. von Hanns Fischer. Tübingen: Niemeyer, 1960 (= Altdutsche Textbibliothek Nr. 53), XVI, 171 S.

Man kann zur Zeit von einer Strickerrenaissance sprechen. 1959 erschien das Buch von Ute Schwab mit den Inedita des Strickers (vgl. Archiv 197, S. 328), fast gleichzeitig die Auswahl von Heinz Mettke (Halle, Niemeyer, 1959), und 1960 sind zwei weitere Bändchen mit Strickergedichten in der Altdeutschen Textbibliothek hinzugekommen; Ute Schwab hat uns außerdem eine Gesamtausgabe der Strickerschen Werke versprochen. All das ist höchst erfreulich; aber alle editorischen Bemühungen um Strickers Dichtungen leiden unter der Last einer Tradition, die einen fast mythischen Zwang ausübt: sie heißt Konrad Zwierzina. Wie stark diese Tradition wirkt, zeigt sich überall: in der Frage der Echtheit der Gedichte, in der Formen- und Lautlehre, in der verstechnischen Behandlung der Dichtungen. Um nur ein Beispiel zu nennen: H. Menhardt schreibt in der Besprechung der Schwabschen Ausgabe (Beitr. [Tüb.] 82 [1960], S. 326): 'Die Sprachform des Textes muß also . . . in dem Sinne normalisiert werden, daß die von Zwierzina u. a. erarbeiteten Spracheigentümlichkeiten des Strickers gegenüber den Hss. in ihre Rechte eingesetzt werden. Diesem Grundsatz ist voll zuzustimmen, auch bei den in Niederösterreich entstandenen Gedichten. Zw. wollte "den Vers unbarmherzig glätten und alle Unebenheiten beseitigen". Diese Regel ist die einzig richtige. Die klassische Reinheit, die der Stricker gemäß seinen Vorbildern Wolfram und Hartmann anstrebte, ist im Reim wie im Versbau als Ideal festzuhalten, ein Nachgeben gegenüber literarischen Reimen, gegenüber Freiheiten im Auftakt u. dgl. aufs engste zu beschränken und in jedem Fall aus den Laa. in den Anmerkungen zu begründen.' Ohne die Verdienste Zwierzinas schmälern zu wollen, muß doch einmal gesagt sein, daß es wohl unumgänglich nötig ist, sich von diesem übermächtigen Einfluß freizumachen, ohne alles über Bord zu werfen, was Zwierzina erarbeitet hat. Schon das Faktum, daß Zwierzina mit keinem seiner Editionspläne zu Rande gekommen und immer in den textkritischen Vorarbeiten steckengeblieben ist, legt nahe, daß auf seinem Weg das Ziel nicht zu erreichen ist. Hätte er seine Ausgabe vorlegen können, so hätten wir wohl eine Edition erhalten, die recht weit von den Hss. hinweggeführt hätte und zwangsweise eine Fülle subjektiver Entscheidungen hätte enthalten müssen, eine Ausgabe also, die mindestens genauso weit von der 'Urform' der Strickerschen Gedichte entfernt gewesen wäre wie etwa ein reiner Abdruck der Wiener Hs. Andere 'kritische' Ausgaben dieser Art zeigen das deutlich. Bei der Art der Überlieferung der Strickerschen Dichtungen ist es m. E. einfach unmöglich, zu einer vollkommenen kritischen Ausgabe im alten Sinn zu gelangen. Es fehlt uns heute auf Grund dessen, was wir wissen, der Optimismus, daß die Methoden der Lachmannschen Textkritik in jedem Fall sicher zum Ziel führen. So scheint es mir unmöglich, die Sprachform der Strickerschen Dichtungen in allen Fällen mit Sicherheit zurückzugewinnen; es scheint mir ausgesprochen falsch, die Verse des Strickers im Sinne der höfischen Dichtung normalisieren zu wollen; es scheint mir unbedingt nötig, die Echtheitsfrage neu und mit anderen Mitteln zu überprüfen; auf alle Fälle scheint es mir wichtiger, daß Ausgaben rasch erscheinen — natürlich mit aller philologischer Sorgfalt gestaltet —, als daß sie in philologischen Problemen hängenbleiben, die in bestimmten Fällen einfach nicht zu lösen sind.

Die kleine Ausgabe von Hanns Fischer hat die hier ausgesprochenen Wünsche zum Teil bereits erfüllt. F. hält sich vor allem an die Hs. A und zieht dazu besonders die Hss. HEB heran. Er verzichtet mit Recht weitgehend auf rhythmische Glättungen und hält sich, abgesehen von begründeten Normalisierungen, in der sprachlich-grammatischen Gestaltung des Textes an die Hs. A. Nur zustimmen kann man Fischers Bemerkung (S. Xf.): 'Falls sich eines Tages herausstellen sollte, daß der Text von H eine vervollkommnete Bearbeitung von des Dichters eigener Hand re-



präsentiert, so mag man ihn der kritischen Ausgabe zugrunde legen. In jedem Fall problematisch scheint mir jedoch ein rein nach ästhetischen Gesichtspunkten wählender Eklektizismus; er gerät zu leicht in die Gefahr, Zwitter ohne historische Realität hervorzubringen.' Der Apparat ist sorgfältig gearbeitet und enthält das Nötige; dazu aber auch Varianten aus jüngeren Hss., die 'das Weiterleben des Strickerschen Wortlauts in zeitlich oder räumlich veränderter Umgebung' (S. XI) aufzeigen sollen. Natürlich wird der Leser dieser Ausgabe sich bei mancher Entscheidung des Hg. fragen, warum er sie getroffen hat, und bei mancher zweifeln, ob sie richtig ist. Nur ein Beispiel: II, 5f. hat Fischer folgenden Text: *dich lobet diu werlt geliche / und gewinnest ouch gotes riche*. A schreibt: *doch gotes riche*. Warum folgt F. hier H, wo doch A einen sinnvollen, ja sogar pointierteren Text bietet? Aber solche Fragen tauchen bei jeder Edition auf; der Leser kann auf Grund des Apparats ja seine eigene Entscheidung treffen.

Die Ausgabe Fischers soll die unbefriedigende Ausgabe Rosenhagens ersetzen, deren Mangelhaftigkeit man jetzt auf den ersten Blick erkennt, wenn man sie mit der Fischers vergleicht. Auch am Inhalt ist einiges geändert. F. hat das nicht vom Stricker stammende 'Schneekind' ausgeschieden und dafür zwei andere Gedichte eingefügt: 'Der arme und der reiche König', 'Der Richter und der Teufel'. Außerdem hat F. den, wohl nicht vom Stricker stammenden, prächtigen Schwank vom Weinschweg aufgenommen. Damit ist auch dieser Schwank wieder greifbar; die alte Ausgabe von Edward Schröder ist ja längst vergriffen; sie hatte außerdem öfter ohne zwingenden Grund die jüngere Redaktion c verwertet, während F. auch hier konservativer ist und sich weitgehend auf A stützt. Auch einige Gedichtüberschriften hat F. modernisiert und sie in einer Konkordanz denen Rosenhagens und von der Hagens gegenübergestellt, so daß die einzelnen Erzählungen in den verschiedenen Ausgaben leicht identifiziert werden können.

Heinz Rupp

Rudolf von Ems: *Der gute Gerhard*. Übertragen von Karl Tober, hg. und eingel. von Eugen Thurnher. Bregenz: Rusz, 1960, XXIV, 104 S.

Die einzige Ausgabe des 'Guten Gerhard', die M. Haupt 1840 veranstaltet hat, ist lange vergriffen, eine neue gehört zu den dringendsten Desideraten. So ist es eigentlich schade, daß diese Übertragung ohne den Urtext erschienen ist. Wie willkommen wäre eine zweisprachige Ausgabe gewesen, und vielleicht hätte gerade auch sie den Zweck der Reihe 'Vorarlberger (Heimat-) Schrifttum' zu bieten, und dem Kreis ihrer Leser besonders gedient. Muß doch das Mittelhochdeutsche gerade den alemannischen Lesern seiner Lautgestalt nach besonders nahe sein.

Aber seien wir auch für die Übertragung dankbar. Sie zeugt von guter Kenntnis des Mittelhochdeutschen, ist treu beim Original und gibt den Sinn sorgfältig wieder; rechtfertigt auch die gewählte Übersetzung in einer Reihe von Anmerkungen, die erst recht ihren Sinn hätten, wenn der Originaltext daneben stünde.

Eugen Thurnher hat eine Einführung beigezeichnet, die das Wichtigste über den Dichter zusammenfaßt; ihn und sein Werk in die räumlich-zeitlichen Zusammenhänge rückt und besonders Gedanken, Sinn und Form des 'Guten Gerhard' darstellt; auch der Dichtungstheorie Rudolfs besondere Aufmerksamkeit widmet. Für all das standen zur Verfügung und sind ausgewertet die wichtigen Arbeiten von Ehrismann, Edw. Schröder, Sengle u. a.; eine kleine Bibliographie ist angefügt.

F. M.

Gottfried von Strassburg *Tristan* with the 'Tristan' of Thomas, translated by A. T. Hatto. The Penguin Classics L 98, 1960, 374 S.

Von den großen Epen der Stauferzeit ist bisher nur Gottfrieds *Tristan* mehrmals ins Englische übersetzt worden. Das überrascht nicht bei der

englischen Heimat des Stoffes, zumal vom Gedicht des Thomas von Britanje, den Gottfried als Quelle und Gewährsmann nennt, nur Bruchstücke erhalten sind.

Die erste, stark gekürzte und paraphrasierende Übertragung besorgte L. Weston 1899: *The Story of Tristan and Iseult*, rendered into English from the German of Gottfried von Strassburg. 50 Jahre später übersetzte E. H. Zeydel größere Teile in Versen, die er mit Inhaltszusammenfassungen verband: *The Tristan and Isolde of Gottfried von Strassburg*, translated with Introduction and Notes and Connecting Summaries (Princeton 1948).

Die neue Übersetzung von A. T. Hatto geht nicht von diesen beiden Versuchen aus. Sie ist aus einer 30jährigen Beschäftigung mit Gottfrieds Werk erwachsen und umfaßt den gesamten Text, der mit der Anfügung des Thomas'schen Fragmentes ergänzt wird. Hatto erstrebt eine möglichst genaue Prosaübersetzung in gutem modernen Englisch, das den 'pseudo-medieval jargon' (S. 34), wie ihn Tennyson oder Sir Walter Scott verwenden, vermeidet. Er weist nachdrücklich darauf hin, daß der Gesamteindruck unvollkommen bleiben muß, weil es unmöglich ist, Gottfrieds Vers- und Wortkunst in eine andere Sprache umzusetzen. Als einzige Freiheit gegenüber dem Text erlaubt er sich, Personennamen durch Pronomina zu ersetzen und umgekehrt, wenn es die Klarheit des Sinnzusammenhanges erfordert.

Eine lange Liste von Namen, denen Hatto für die Mitarbeit dankt, zeigt, daß er keine Mühe gescheut hat, andere Meinungen zu Rate zu ziehen und für die Übersetzung zu nutzen; denn '... medieval German lexicography is in a parlous state, not having been systematized since 1878, though much new material has been made available. Furthermore, there is only one more commentary on Gottfried's *Tristan*, that of R. Bechstein (1889), which, though excellent for its day, has never been brought up to date ...' (S. 34). Da uns außerdem auch eine gute neuhochdeutsche *Tristan*-Übersetzung fehlt, begegnet man der englischen mit besonderem Interesse. Der englische Übersetzer hat den großen Vorteil, sprachliche Mißverständnisse, die durch den Bedeutungswandel auf dem Wege vom Mittel- zum Neuhochdeutschen möglich sind, vermeiden zu können.

Hatto übersetzt mit großer Sorgfalt, und jede Wortwahl, die er trifft, ist diskutabel. Er wägt den Gehalt der Wertbegriffe ab und fächert ihn auf in verschiedene Wörter. So wird z. B. *ère* übersetzt mit *honour*, *honours*, *reputation*, *glory*, *fame*; *triuwe* mit *constancy* und *loyalty*; *muot* mit *fancy* und *mind*; *sin* mit *sense*, *mind*, *soul*; *liebe* mit *love* und *affection*. Da die Unterschiede zwischen den einzelnen Entsprechungen oft groß sind, bedeutet jede Entscheidung eine Interpretation. Deshalb ist diese kenntnisreiche Arbeit ein Beitrag zur *Tristan*-deutung, der über das Übersetzen hinausgeht. — Für den bewußten Verzicht auf die Nachahmung der Wortspiele und den damit verbundenen Verlust mag ein Beispiel stehen: 12 183 kurze rede von guoten minnen / diu guotet guoten sinnen : S. 202 but a short discourse on worthy love gratifies good minds.

Hatto teilt Gottfrieds *Tristan* in 29 Abschnitte ein, die er offenbar nach der Gliederung Ehrismanns abgrenzt, und versieht sie mit kurzen Überschriften. Thomas' Fragment folgt in 11 Kapiteln. Man wäre dankbar, wenn ab und zu die Zeilenzählung der Originale angegeben wäre, um den Vergleich zu erleichtern.

Dem Ganzen ist eine Einführung vorangestellt, die sich an ein allgemeines Publikum wendet, das über keine Vorkenntnisse verfügt. Den gleichen populär-wissenschaftlichen Charakter haben die 7 Appendices, welche kurze Erläuterungen zu den Namen (nach sachlichen Gesichtspunkten angeordnet) geben. Der Vf. möchte den *Tristan* dem 'general reader' erschließen. Ob ihm das gelungen ist, wird sich zeigen; doch seine zweite

Absicht darf als erfüllt betrachtet werden: die Übersetzung ist ein anregender 'kursorischer Kommentar' zum Text. Siegfried Grosse

Petrus W. Tax: *Wort, Sinnbild, Zahl im Tristanroman*. Studien zum Denken und Werten Gottfrieds von Strassburg. Philologische Studien und Quellen Heft 8. Berlin: Erich Schmidt, 1961; 204 S.

Für kaum eine andere der großen Dichtungen des deutschen Mittelalters hat die Forschung so sehr sich widersprechende Deutungen vorgetragen wie für Gottfrieds von Strassburg Tristan und Isolde. Das liegt nicht nur an den Schwierigkeiten, die Gottfrieds Werk einer einheitlichen Interpretation entgegenstellt, sondern in erster Linie vielleicht an der verschiedenen Absicht, mit der es während der letzten vierzig Jahre interpretiert worden ist. Die Ergebnisse der neueren Gottfriedphilologie lassen denn auch drei Tendenzen erkennen und in den Tendenzen den Weg, der von der Dichtung und dem ersten Ziel jeder Interpretation, eine dichterische Aussage aus ihren Gegebenheiten vorurteilsfrei zu verstehen, weggeführt hat.

Die Arbeiten Friedrich Rankes, Helmut de Boors und Friedrich Maurers gelten der Interpretation des Textes. Ranke hat die Bedeutung des mittelalterlichen Analogiedenkens für das Verständnis der Dichtung Gottfrieds erkannt. Seit seiner Darstellung der Allegorie der Minnegrotte ist diese Denkform die Grundlage der weiteren Deutungsversuche geblieben. Mit de Boors Hinweis auf die Analogie der 'Minnemärtyrer' Gottfrieds zu den Märtyrern der christlichen Heiligenlegende ist insofern ein Höhepunkt der von Ranke angelegten Deutung erreicht, als hier die Minne den Primat des uneingeschränkten Problems in der Dichtung erhalten hat. Gegen diese extreme Problemsicht ergeben Maurers semasiologische Studien, daß die Polarität minne und ere in den Mittelpunkt einer Tristandeutung gerückt werden muß. — Julius Schwietering findet Gottfrieds vorwiegend theologischen 'Richtpunkt' außerhalb der Dichtung, indem er ihre Minne- und Todesauffassung als *analogia entis* zur bernhardinischen Christusminne versteht. Von seinem Tristanverständnis beeinflusste Arbeiten zeigen gelegentlich, daß zu schillernden Ergebnissen kommen muß, wer Gottfrieds Aussagen von jenen Bernhards und seiner Zeit nicht mehr deutlich unterscheidet oder gar versucht, den Dichter von außen her zu deuten. — Für Gottfried Weber und Hans Goerke wird Gottfrieds Tristan und Isolde zum Dokument einer verschiedenen Weltanschauung. Sie übertragen, in ihrer Art bewundernswert konsequent, das gültig und zwingend nicht faßbare Existenzbewußtsein des Dichters und seiner Zeit auf die Dichtung, deren Metaphysik sich allerdings anders auch nicht darstellen läßt. Nur sollte man nicht vergessen, daß dies Ziel mit einer Interpretation der Dichtung nicht mehr viel zu tun hat. Mit gutem Grund faßt deshalb Hans Fromm den heute erreichten Stand der Forschung so zusammen: '... es hat sich der Tristan-Philologie ... die ... Tatsache herausgestellt, daß "voraussetzungsfreie", im Rahmen des "Gegebenen" bleibende Interpretation vor der Frage nach der Art der aus ihr zu abstrahierenden, aber sie zugleich übersteigenden Metaphysik die Waffen zu strecken hat' (DVJS 28, 1954, S. 137). Ist es nicht bedauerlich, daß heute als 'moderner Ansatz' gelobt wird, was man früher Fehlinterpretation nannte? Ich meine, die Gottfriedphilologie müßte sich erneut bescheiden und wieder fragen lernen, was der Text sagt, aber nicht, ob er auch dies oder jenes sagen könnte.

Das neue Gottfriedbuch genügt dieser Forderung nicht. Es verspricht, die 'der Forschung noch weithin verborgen geblieben(en) ... tiefsten Absichten' Gottfrieds 'möglichst textnahe herauszustellen' und 'eine gewisse Neuinterpretation' zu geben (S. 8); aber V., 'durch Hinweise einiger Forscher wesentlich angeregt' (S. 8), besitzt nicht die Überlegenheit, sich über



der Textlektüre der Faszination jener Anregungen zu entziehen. Das ist schade, aber aus drei Gründen verständlich: man kann erstens nicht die Ergebnisse 'einiger Forscher' ablehnen, weil sie von einem 'Standpunkt aus hauptsächlich interpretierte(n)' (S. 204), ihre 'in ihrem Grundanliegen' (S. 204) gescheiterten Deutungen aber übernehmen und zugleich von eigener Textnähe und von Neuem sprechen. Und zweitens kann man nicht 'andere Forscher mit ... eigenen Kategorien an Gottfrieds Werk' herangehen und 'einseitigen Deutungen zum Opfer' (S. 181) fallen lassen und gleichzeitig 'eine völlige, unvoreingenommene, d.h. vom jeweiligen dichterischen Text in seinen verästelten Zusammenhängen ausgehende Analyse' (S. 189) fordern, wenn bereits das eigene Ziel, 'eine ganzheitliche Lösung metaphysischer, ethischer und soziologischer Art' (S. 6) zu finden, dem widerspricht, was für andere gültig sein soll. Der dritte Grund führt ins Einzelne. Es ist nicht möglich, die vielen Beobachtungen und Einzelinterpretationen, die nach fünf geschickt angeordneten Kapiteln ein Schlußkapitel zusammenfaßt und mit der bisherigen Forschung zu konfrontieren versucht, hier annähernd zu nennen. Gerade aber weil sich in der Fülle des Einzelnen auch Gutes, Anregendes und Förderndes findet, scheint es gegeben, mit einigen Beispielen auf allzu Fragwürdiges hinzuweisen und zu zeigen, wie V. vorgeht.

Tax will zeigen, daß Gottfried eine sinnlich-körperliche und eine seelisch-geistige Minnesphäre unterscheidet. Das ist nicht neu. Neu dagegen scheint es, daß V. Gottfried in solcher Pointiertheit die körperliche Liebe als höfisch, dämonisch oder teuflisch, die seelisch-geistige als göttlich bewerten sieht. Entsprechend läßt er Tristan und Isold als 'homines viatores' wie Erec, Jwein oder Parzival vom 'Schlechten' zum 'Guten' sich läutern. Daraus stellt sich als weitere Aufgabe nachzuweisen, daß Gottfried entweder Tristan für unhöfisch oder das Höfische für 'schlecht', auf jeden Fall aber die Überwindung des Höfischen für 'gut' und notwendig hält. Weil die höfische Existenz an die ere gebunden ist, muß sich ferner zeigen lassen, daß Gottfried nicht nur zwei ere-Bereiche kennt, sondern sogar den einen vom andern wertend abhebt. Allerdings wird, wer dem Gedankengang folgt, bereit sein müssen, die Minneproblematik wieder ausschließlich als 'Achse und Mittelpunkt' (S. 17) der Dichtung anzuerkennen.

Gottfrieds Wertung der Minne erschließt sich V. in drei Zugängen: 1. in 'seine(r) irgendwie persönliche(n) Stellungnahme (S. 18) ... besonders in seiner Einleitung' (S. 19); 2. durch 'die Ursprünglichkeit und Andersartigkeit ... gegenüber der (rekonstruierten) Quelle' (S. 19); 3. durch den Versuch, 'die allegorischen und symbolischen Bezüge womöglich aufzudecken, auch um zu sehen, ob Gottfried eben in dieser Hinsicht nicht wertet' (S. 20). Schließlich soll 4. 'die Zahlenkomposition ... gebührend berücksichtigt und zur Bestätigung seiner Symbolsprache herangezogen und verwertet werden' (S. 21). Dazu die folgenden Bemerkungen.

1. Gottfrieds eigene Exkurse zum Verständnis der Dichtung heranzuziehen, ist nicht neu (Schwietering, vor allem Maurer, u. a.). V. hätten deshalb die Gefahren bekannt sein dürfen, die eine Interpretation der Exkurse erschweren. Ist die Minneidee in Exkursen und Handlung identisch (so Maurer)? Ist sie es nicht (so Schwietering und jetzt auch Tax), dann muß vor der Interpretation entschieden werden, ob die Exkurse Korrektur der Handlungstendenz bedeuten, ob sie als Überhöhung der vorwiegend sinnlichen Liebe der Handlung ins Seelisch-Geistige gedacht sind oder ob sie Gottfrieds irrealen Wunschbild entsprechen (dazu Fromm, a. a. O., S. 117); nur der Zusammenhang, nicht das Problem selbst erlaubt eine Entscheidung, und nur eine. Aber nach Tax betont die Einleitung den seelisch-geistigen Minnebereich (S. 18 f.), sind Gottfrieds eigene Kriterien, wie er

sie vor allem (also nicht nur) in seiner Einleitung verkünde, 'Schlüssel zum richtigen Verständnis seiner Dichtung' (S. 181), während sich zuletzt ergibt, daß die Exkurse höchstens 'in sehr beschränktem Maße' mit der Aussage der Handlungsführung übereinstimmen 'und so als mehr oder weniger vorgeründigt bezeichnet werden müssen' (S. 194). Solch vielfältiger Methode wird sich die für jede Stelle erwünschte Wertung anbieten. Ob man damit Gottfrieds Meinung trifft?

2. Gottfrieds Ursprünglichkeit und Andersartigkeit haben vor Tax F. Piquet und Magda Heimerle (die Ergebnisse ihrer Frankfurter Diss. von 1942 sind V. entgangen) zu fassen versucht. Gottfried und Thomas haben 320 Verse gemeinsam, auf die sich jeder Vergleich beschränken muß. Die norwegische Saga übersetzt Thomas zwar wörtlich, vermeidet aber gerne seine psychologischen und moralischen Gedanken. Der englische Sir Tristrem kann kaum herangezogen werden, weil Thomas hier gekürzt und vor allem sehr frei nacherzählt wird. Nicht zufällig sagt Joseph Bédier angesichts der Quellenlage, er habe den Roman 'erneut' (Insel-Ausgabe, 1920); seine Erneuerung des Tristanromans kann niemals Vergleichsbasis sein. Die bisherige Forschung hat die durch das Fehlen einer sicheren Grundlage bedingten Schwierigkeiten erkannt, vor den Gefahrenquellen — der Überschätzung des Überlieferungszwanges oder der Freiheit Gottfrieds (vgl. S. 198) — gewarnt und sich weitgehend auf die Interpretation der Gottfried eigenen Reflexionen beschränkt. Wird man also allen den sogenannten Eigenständigkeiten Gottfrieds gegenüber seiner Quelle höchst kritisch gegenüberstehen müssen, so erst recht den Versuchen des Vs., in solchen Eigenheiten Gottfried werten zu sehen. Es fällt auf, daß V. in diesen Fällen vielfach so hellhörig interpretieren muß, daß aus vielleicht Möglichem Unmögliches wird (sieh S. 25 zu 1788; 1968; S. 26 zu 2018; S. 30 Anm. 19 zu 3901; S. 56 Mitte zu 10 478; S. 64 zum Pilgerlied, dessen Text z. B. Ranke, Frühe Geistliche Dichtung, S. 34 oder Max Wehrli, Deutsche Lyrik des Mittelalters, S. 478 mitgeteilt haben; S. 71 f. zu 12 494, 12 503, 12 507 — die letzte Versgruppe wird nicht interpretiert). Aus dem 'ständigen Vergleich' mit der Quelle soll sich 'überdeutlich' zeigen, 'in welchem Sinne Gottfried seine Tristan-Gestalt aufgefaßt wissen möchte' (S. 192). Ich kann mich ferner nicht entschließen, das Ergebnis (S. 192 ff.) anzunehmen, weil es bis auf die Betonung des spielerischen Elementes weitgehend mit jenem übereinstimmt, das Weber vorgelegt hatte. Weber ergab sich Ähnliches ohne Quellenvergleich.

3. Der Versuch, Gottfrieds Aussage dem Wortsinne nach und in übertragener Bedeutung zu verstehen, in der Übertragung außerdem den Dichter den Wortsinn werten zu sehen, wurde in solcher Intensität, wenn ich mich nicht täusche, noch nicht durchgeführt. V. schlägt damit die Möglichkeit eines unmittelbareren Verstehens der Dichtung vor als es der übliche, aus der Objektivierung des Werkes gewonnene Maßstab erlaubt. Leider entwertet V. seine eigentliche Leistung durch seine Begriffsverwirrung so sehr, daß es schwer fällt, dem durch 'allegorisch-symbolische Tristandedeutung' (S. 180) erreichten Ergebnis (S. 180 ff.) beizustimmen. Dazu kommt, daß in vielen Fällen Doppeldeutigkeit angesetzt werden muß, um überhaupt Gottfrieds Wertung des Wortsinnes ableiten zu können. Auch die Ableitung selbst bleibt meistens Hypothese; wenn eins für das andere steht, ist nicht schon gegeben, daß eins das andere wertet. So ist die vorausgesetzte Reihe: Wortsinn, symbolischer Sinn, Wertung des Wortsinnes in und durch seine Symbolbedeutung als methodische Grundlage nur berechtigt, wenn man sich ihres völlig hypothetischen Charakters bei jeder Anwendung bewußt

bleibt. Aber für Tax ist 'die Symbolsprache des Dichters . . . unbarmherzig eindeutig!' (S. 85); auf die Frage, ob von Symbol, Sinnbild, Allegorie gesprochen werden kann, wo vielleicht 'typische' oder 'parabolische' Wortbedeutung auffällt, soll nicht eingegangen werden. Als Beispiel hier den Ebertraum des Marjodo (S. 83 ff. und 13 511—13 536), aus dem V. folgenden 'Symbolwert' herausliest: der Eber, Sinnbild des Teufels und Sexualtier, ist Tristan; das Bettzeug, das er besudelt, ist die von Tristan durch seine geschlechtliche Vereinigung besudelte Isold; das Bett selber bedeutet das entweihte Sakrament der Ehe. Aus den 'symbolischen Bezügen' ergebe sich eine 'scharfe, freilich verhüllte Abwertung dieser höfischen Lebens- und Liebeswirklichkeit . . . Mit solchem Liebesverkehr befinden sich die Liebenden im Reich des Teufels'.

Absurd wird diese Methode, wo V. die 'Symbolik der sprachlichen Fügung' (S. 19 und oft) bemühen muß, um zu einer Wertung Gottfrieds vorzudringen; Tax meint mit dem Begriff, wenn ich recht sehe, was andere unter Struktur verstehen. Struktur trifft die von der Aussage bedingte seelische Gebärde des Stils. Bisher hat niemand nachgewiesen, daß von solcher Struktur in der Dichtung des deutschen Mittelalters gesprochen werden dürfte, weil sich jedem Versuch alsbald unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Könnte es noch legitim sein, sich darüber hinwegzusetzen und das Vorhandensein solcher Struktur als Arbeitsgrundlage anzunehmen, dann müßten mindestens die Ergebnisse auf eine nachträgliche Berechtigung der Annahme hinweisen. Das ist nicht der Fall (vgl. S. 146 und 16 875 ff.): die Liebenden hätten um nichts ihr Leben in der Minnegrotte aufgegeben, 'wan eine umbe ir ere'. In dem unmißverständlichen Wortsinn sieht V. angedeutet, daß das Paar 'noch zu höfisch' denke, 'als daß ihnen ihr Liebesparadies allein genügen könnte'. Weiter lege es aber 'die sprachliche Fügung dieser Zeilen . . . nahe, daß sie (die Ehre) ihm (Gottfried selbst) innerlich tatsächlich niht eine bone wert ist!' (S. 146). Wieder ist deutlich, daß einer solchen Methode jede Deutung offensteht und sogar Widersprüche vereinbar erscheinen (vgl. S. 63 zu 11 443 f. und S. 186 zur gleichen Textstelle).

Edgar de Bruyne hat in seinen leider zu wenig beachteten, auf ausgezeichneten Quellenkenntnis beruhenden *Etudes d'esthétique médiévale* (3 Bde, Brugge 1946) dargestellt, mit welchen Bedeutungsweisen in der mittelalterlichen Dichtung gerechnet werden kann. Daß Tax diese Studien entgangen sind, ist für seinen Versuch 'allegorisch-symbolischer Tristan-deutung' um so bedauerlicher, als Bruynes Untersuchungen die notwendigen Voraussetzungen vermitteln und damit manchen Deutungsversuch von Anfang an ausgeschlossen hätten.

4. Die durch dreifachen Zugang ermittelte 'Symbolsprache' Gottfrieds soll schließlich durch die Zahlenkomposition in seiner Dichtung bestätigt werden. Über schon Bekanntes hinaus (Scholte, Maurer, Tschirch) gelingt es Tax aufzuzeigen, wie Gottfried sogar kleinste Erzähleinheiten so bewußt formt, daß gedanklich Zentrales auch formal zentralgestellt erscheint. Der überaus schwierige Versuch, zu solcher Formgebung vorzustoßen und nach ihrem Sinn und Hintergrund zu fragen, verlangt ein absolut zuverlässiges Vorgehen, wenn die Ergebnisse überzeugen sollen. Wenn aber gleich die erste Symmetrie erzwungen ist (S. 31 Anm. 23: die Initiale W in 4723 wird nicht berücksichtigt, obwohl nach S. 21 Absatzinitialen Hauptabsätze einleiten), wenn inhaltlich Bedeutsames nur nach Hinzunahme eines weiteren Verses zentralgestellt erscheint (S. 66 zu 11 674—77: gedanklich zentral sind aber nur die drei ersten Verse), dann wird man auch bei großem Wohlwollen nicht mehr an Gottfrieds Berechnung der 216 Verse seiner Grotten-



allegoresen glauben:  $216 = 8 \times 27 = 2^3 \times 3^3$ ! Die Zweizahl (Tristan und Isolde) und die (heilige) Dreizahl sind also beide in die dritte Potenz erhoben und miteinander multipliziert worden! Zahlenkomposition ist eines der Kunstmittel des Dichters, mit dem er gedanklich Zentrales durch formale Zentralstellung in seiner Bedeutung hervorhebt. Daß 'die Zahlenkomposition bei Gottfried symbolische Funktion hat'; daß sie 'im Dienste der dichterischen Wahrheit in höherem Sinne des Kunstwerkes' (S. 66) steht, ist den Ergebnissen, die V. vorlegt, nicht zu entnehmen.

Das neue Gottfriedbuch schlägt eine ganzheitliche Tristandedeutung vor. Ohne sich dessen bewußt zu sein, versucht es, jene im Anfang genannten verschiedenen Forschungstendenzen miteinander zu vereinen, um 'den Absichten Gottfrieds' ebenso gerecht zu werden wie 'der mittelalterlichen Weltauffassung'. Die Textinterpretation im Sinne des Wortes ergibt nichts Neues. Nicht neu ist ferner, daß sich ergibt, der theologische Richtpunkt Gottfrieds sei biblisch-augustinisch. Neu dagegen ist die Absicht, durch das Aufzeigen einer über der Erzählebene liegenden Symbolebene zu Gottfrieds Wertung der doppelten Minnesphäre durchzustoßen und von ihr aus zu einer auch der Welt um 1200 gerecht werdenden Gesamtdeutung vorzudringen. Der Versuch ist, meine ich, mißglückt, weil V. die notwendigen Voraussetzungen fehlen. Dazu kommt, daß einer Erstlingsarbeit in den seltensten Fällen gelingen wird, was jahrzehntelanger Forschung noch nicht gelungen ist: die Rätsel, die Gottfried aufgibt, alle zu lösen. Wichtig und anregend scheint mir aber Vs. These zu sein. Es lohnte sich, sie noch einmal aufzunehmen, weil sie, behutsam, differenziert und selbstkritisch verfolgt, das Verständnis von Gottfrieds Tristan entscheidend vertiefen und erweitern könnte.

Gerhard Meissburger

Walter Höllerer: *Zwischen Klassik und Moderne*. Lachen und Weinen in der Dichtung einer Übergangszeit. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, 1958; 403 S.

Von einem ergiebigen Ansatz heraus, bemüht sich diese überaus anregende Darstellung, der vielfältigen Dichtung der Zeit von Goethes Tod bis etwa 1856 gerecht zu werden. Den größten Gewinn erreicht sie stets, wenn sie ohne Umschweife die selbst gewählten Punkte durch eine Linie verbindet. Die Methode, aus Bildfeldern, Gebärden, Rhythmen das Wesen des jeweiligen Dichters zu umreißen, stellt sich wohl am eindrucksvollsten in dem Grabbe-Abschnitt vor. Wichtige Zusammenhänge erscheinen hier sinnvoll verknüpft. Um als Gesamtauffassung gelten zu können, hätte die Entwicklung vom 'Gothland' zu 'Hannibal' stärker berücksichtigt werden müssen, daneben die weiterführenden Beobachtungen, die W. Hegele in seiner Diss. (Tübingen 1953) erbracht hat. Dennoch behalten die umsichtigen Erörterungen zu diesem Dichter ihre Bedeutung. Eigenständig und ertragreich erweist sich gleichfalls das Heine-Kapitel. Ausgiebig werden die Beziehungen zum zeitgenössischen europäischen Schrifttum ausgespielt, während das Erbgut der Romantik weniger belichtet erscheint. Ein Vergleich mit Clemens Brentano, dem der Lyriker Heine tief verpflichtet ist, hätte Ergänzendes erbracht, Zeugnis für die charakteristische Vereinigung von Inbrunst und Cliché, die unweigerlich zur Parodie führen muß. Echtes und Vorgespiegeltes, die Verführung des Scheins — diese Fragen ergeben für Heine entscheidende Antworten. Mit großer Sorgfalt wird anschließend die wegweisende Bedeutung Georg Büchners hervorgehoben und durch zahlreiche Belege überzeugend nachgewiesen. Sehr verdienstlich im weiteren, daß Gutzkow, Raimund, Nestroy, Niebergall in gesonderten Abschnitten behandelt werden; für Nestroy hätten die aphoristischen Be-

trachtungen R. Kassners ('Von der Einbildungskraft') eine zusätzliche Dimension ermöglicht. Immermann, Grillparzer, die Droste erfahren eine umfangreiche Würdigung; sie wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß sich die ursprüngliche Konzeption des Buches zunehmend erweitert, oft nur als Vorwand noch dienen muß. Das Kapitel Mörike erregt zahlreiche Bedenken. Eine virtuose Kunst des Vergleichens verschattet mehr die sublimen Dichtung als daß klärende Ergebnisse sich darböten; die Neigung, einseitig zur 'Moderne' zu verformen, begünstigt unangemessene Züge. Auch die Ausführungen über Stifter behalten etwas Sprödes, zuweilen Künstliches; eine Reihe zutreffender Beobachtungen ersetzt jene durchgängige Gesamtaufassung nicht, die gerade den Eingangskapiteln ihre Schlagkraft verleiht. Um die unverkürzte Spannweite darzustellen, kann man auch schwerlich auf Texte wie die 'Sonnenfinsternis' oder den 'Gang durch die Katakomben' verzichten. Die vielfältig erprobte Fähigkeit vergleichender Betrachtung kommt dann dem 'Rückblick und Ausblick' voll zugute. Geistreich werden die charakteristisch wiederkehrenden Gesichtspunkte noch einmal aufgegriffen und zu einer Gesamtanschauung vereinigt. Zahlreiche Möglichkeiten erscheinen nur angedeutet, die zu verfolgen überaus lohnend wäre; zweifellos wird der Autor sie in anderen Zusammenhängen erneut aufgreifen, soweit es bisher noch nicht geschehen ist.

Gerhart Baumann

Margarete Merkel-Nipperdey: *Gottfried Kellers 'Martin Salander'*. Untersuchungen zur Struktur des Zeitromans. (Palaestra, Bd. 288.) Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1959. 152 S.

Zeichnet sich die Bedeutung Gottfried Kellers in ihrem vollen Umfang zunehmend entschiedener ab, so ist die Keller-Forschung der letzten Jahre verhältnismäßig karg geblieben. Zumal das Alterswerk erfuhr bisher eine ebenso widersprüchliche wie diffuse Aufnahme. Um so erfreulicher erweist sich diese kenntnisreiche und methodisch kluge Abhandlung, die aus der Schule W. Kayzers hervorgegangen ist. Mit dem Werk völlig vertraut, dennoch nicht ohne kritischen Abstand, läßt sie die Struktur des 'Salander' durchsichtig werden. Vorbildlich durchdringen sich die besonderen und allgemeinen Blickrichtungen. Nachdem Kap. I die 'Erzählhaltung' in ihren Bedingungen aus verschiedenen Gesichtspunkten faßt, wenden sich die folgenden der räumlichen Analyse zu. Dabei zeigt sich die Ergiebigkeit dieser vernachlässigten Sichtweise. Bericht, Beschreibung, Gespräch, Gegend und Gegebenheiten — alles wird lückenlos in zahlreichen 'Raumszenen' erschlossen und in seinen Zusammenhängen dargestellt. Daß alles 'nacheinander und doch wieder zumal ist' ergibt sich unwillkürlich, die Zeit 'aufgelöst in die Ständigkeit des Raumes' (Staiger). Die 'Brunnen-', 'Krebsfänger-', 'Rats'-Szenen u. a. bezeugen eindrucksvoll das von Hofmannsthal gerühmte, unnachahmliche Vermögen Kellers, 'dem Gemischtesten noch eine Form zu geben (was einem Balzac nie gelang), vermöge deren es für einen Augenblick leuchtet und lebt'. (Die Bedeutung des Raumhaften hatte Hofmannsthal sofort erkannt.) Die ausführliche Darlegung und Ausdeutung der Raumszenen erbringt wichtige Einsichten zugleich für die Charakterisierungskunst Kellers, für die Bedeutung der Leitmotive und der auffallenden Parallelen. Vorder- und Hintergründiges, Ephemerer und Beständiges, flüchtiges Scheinen und unverfälschtes Dasein — im Raum gewinnt es abschattiertes Leben. Nicht unerheblich ist auch das Ergebnis, daß diese 'Raumszenen' weniger auf ein Nach- als vielmehr auf ein Nebeneinander angelegt sind, 'daß die Vertauschung einzelner Raumszenen durchaus denkbar wäre, ohne daß durch eine solche Umstellung das Grundgeschehen und mit ihm die Struktur der epischen Welt beeinträchtigt würde' (p. 105). 'Es entsteht der Eindruck einer dauernden, stehenden Zeit' (p. 106). Nachdem auf diese Weise Schlüsseinsichten gewonnen sind, bewähren sich diese in

erhellenden, vorzüglich gewählten Vergleichen. Beachtlich, wie es gelingt, mit wenigen Strichen Spezifisches der 'Education sentimentale' Mussets, von Gotthelfs 'Zeitgeist und Bernergeist' oder Fontanes Zeitromanen zu kennzeichnen und davon das Eigentümliche des 'Salander' abzuheben. Gegenüber den zuweilen ein wenig umständlich und weitschweifig gehaltenen Seiten der ersten Hälfte, zeichnen sich diese Ausführungen durch ihre Straffheit aus. Man darf diese Studie zu den wichtigsten Beiträgen des neueren Keller-Schrifttums zählen.

Gerhart Baumann

Charlotte Scheffler-Erhard: *Alt-Nürnberger Namenbuch*. Nürnberg: Selbstverlag des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, 1959. XII, 341 S. (= Nürnberger Forschungen, Bd. 5).

Im vorliegenden Werk sind die ältesten Nürnberger Personennamen (Beinamen und Familiennamen) aus allen verfügbaren Quellen des 13. und 14. Jhs. zusammengetragen. Die Sammlung spiegelt in ihrer angestrebten Vollständigkeit die vielfältigen Möglichkeiten der Namengebung in diesen zwei Jahrhunderten auf das beste wider. Den größten Raum nimmt verständlicherweise das alphabetisch angelegte Namenverzeichnis (etwa 300 Seiten) ein, das für jeden Namen alle gesammelten Belege und eine Deutung bietet. Dem Namenteil voraus gehen Beobachtungen der Verfasserin zur Entwicklung der Nürnberger Personen- und Familiennamenbildung. Sie sind als Vorspann zu einem Namenbuch in dieser Knappheit (40 Seiten) gerechtfertigt, machen aber eine weitergreifende Auswertung des reichen Materials nicht überflüssig, für die die Verfasserin durch ihre bisherige Beschäftigung mit diesem Stoff — auch als Germanistin — besonders geeignet wäre. Es gälte nicht nur die zahlreichen volkskundlich und kulturgeschichtlich wertvollen Hinweise bei den einzelnen Namen systematisch zusammenzustellen, sondern auch die sprachgeschichtliche Forschung durch eine vollständige Darstellung des aus den PN zu erschließenden Wortschatzes einer deutschen Stadt zu bereichern. Nehmen wir z. B. die Berufsamen: Sie spiegeln das hochdifferenzierte Leben einer bedeutenden Handels- und Gewerbestadt wider und gestatten direkte Rückschlüsse auf den appellativen Wortgebrauch. In Nürnberg finden sich — um nur ein Beispiel herauszugreifen — nicht weniger als 59 verschiedene Bezeichnungen für metallverarbeitende Handwerker; eine ganze Reihe von Wörtern sind mit der Sache schon sehr bald aus der Sprache und dem Gesichtskreis der Bewohner verschwunden und sind nur noch in diesen Namen auf uns gekommen. Die Berufsamen, die mittelbaren Berufsamen, die Übernamen etc., sie alle sind aus der lebendigen Sprache der Bürger eben dieser Stadt erwachsen und können in historisch-wortgeographische Bezüge gesetzt werden. Für Nürnberg selbst würden sich u. a. dabei auch wertvolle Erkenntnisse über den bairischen und ostfränkischen Sprachanteil ergeben. Andere Wörter wiederum stellen sich in größere Wortlandschaften, wie etwa der PN Peuchel, Peuchler zu mhd. biuchen 'mit Lauge waschen' (sofern diese Deutung möglich ist), das in den fränkisch-norddeutschen Zusammenhang gehört, dem ein bairisch-ostalem. sechten gegenübersteht. (Die entsprechende Karte bei E. E. Müller, Wortgeschichte und Sprachgegensatz im Alemannischen, Bern 1960, S. 31, kann also entsprechend für Nürnberg ergänzt werden.) Anders sind die Lagerungen bei Beck, Bäcker, Pfister (vgl. Müller S. 101). Es ließen sich noch mehr Beispiele anführen; hier ist eine reiche Quelle mittelalterlichen Wortgutes angeschlagen, die genützt werden muß. Daß die historischen Belege nebenbei auch so manchen direkten und indirekten (hybrid) Einblick in das Lautgeschehen gestatten, sei nur angedeutet.

Das Feld für solche oder ähnliche Untersuchungen ist von der Verfasserin sorgsam vorbereitet: Die vielen Belege scheinen zeichengetreu abge-



druckt zu sein (gibt es neben den Umlautpunkten keine diakritischen Zeichen?); die Deutungen sind behutsam und tragen den lokalen und orthographischen Gegebenheiten Rechnung. In einem Fall kann ich eine einfachere Deutung vorschlagen: Bei 'Michel Amblung, brotpeck' 1370, 'Michel Amlung, peck' 1433 z.B. braucht nicht die Dietrichsage bemüht zu werden; näher liegt wohl die Bedeutung Mehl bzw. daraus bereitetes Gebäck (vgl. DWB 1, 278; Els. WB I, 40, 469, 669 und einen Beleg aus einer ungedruckten Siechenhausordnung von Straßburg um 1436, Archives Hôpital Ms. 66: ... ein sester weissen vnd sol in heissen tragen zu dem plogenhús dz die frowe ambelung dar vs mache den siechen durch gottes willen 43v).

In manchen Fällen neigt man eher zu anderen Erklärungen, kann sie aber nicht mit absoluter Sicherheit als richtig hinstellen. Die guten Beobachtungen zur Entstehung der Familiennamen, zu den möglichen Bildungsweisen, zum Anteil der einzelnen Typen (Tauf-, Herkunfts-, Berufs-, Übernamen etc.) am Gesamtbestand der Familiennamen wurden oben schon erwähnt. Noch zu unternehmen bleibt die gewiß reizvolle Aufgabe, den Anteil der verschiedenen sozialen Gruppen an der Namengebung zu untersuchen, wozu das Achtbüchlein sicher eine erste Basis liefern würde. Eine Karte der Zuwanderungsgebiete, gezeichnet nach Herkunftsnamen, wäre nicht nur für sprachliche Forschungen erwünscht gewesen. Wenn auch die lang verzögerte Drucklegung die Berücksichtigung neuerer Fachliteratur z.T. verhindert hat, so mindert das kaum den Wert dieser Publikation, die mehreren Disziplinen zugleich wertvolles Material zur Verfügung stellt.

Werner Besch

*Voralbergisches Wörterbuch* mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein, herausgegeben von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, bearbeitet von Leo Jutz. 8.—11. Lieferung. *Genams* bis *Krieseblust*, Bd. 1, Sp. 1121—1510. Bd. 2, 1—160. Wien: Adolf Holzhausens Nachf., 1959 und 1960.

Das Werk schreitet flott voran. Der erste Band wird mit Lieferung 10 (bis *Jux* reichend) abgeschlossen. Mit *K* beginnt der zweite Band, und das bedeutet wohl, daß die Publikation bereits in ihrer zweiten Hälfte angelangt ist. Wir dürfen also auf eine Vollendung bis etwa 1965 hoffen, eine erstaunliche Leistung und vorbildlich innerhalb der landschaftlichen Wörterbücher. Gewiß ist die Ausdehnung des behandelten Gebietes klein. Aber vielleicht sollte das ein Hinweis für die Gestaltung anderer Wörterbuchgebiete sein. Was hilft uns die Planung und Vorbereitung weitflächiger Wörterbücher, wenn drei oder vier Generationen vergehen, ohne daß mit den Veröffentlichungen begonnen werden kann? Mir scheint, daß wir vielleicht genötigt sein werden, zwischen umfassenden Wörterbuch-Archiven, die alles Erfafbare in Generationen sammeln, ordnen und zur Verfügung halten, und Wörterbüchern unterscheiden müssen, die in überschaubarer Weise publiziert werden können. Das Werk von Jutz kann da ein Muster sein, das man noch in bestimmten Punkten erweitern könnte: die Verweise können reicher sein; so könnte im Fall des vorliegenden Werkes auch das Badische Wörterbuch (als ein unmittelbarer Nachbar); oder Marzells Pflanzennamenbuch zitiert werden. Man brauchte sich nicht auf die mhd. Verweise zu beschränken, könnte auch ahd. heranziehen. Man kann Verbreitungskärtchen beigeben. Aber im Prinzip und im Gerüst könnte das Voralbergische Wörterbuch als Muster dienen.

F. M.

## Englisch und Amerikanisch

Ernst Leisi: *Der Wortinhalt: seine Struktur im Deutschen und Englischen*. 2., erweiterte Auflage. Heidelberg: Quelle & Meyer, 1961. 132 S. 12,— DM.

Daß eine Habilitationsschrift eine zweite Auflage erlebt, spricht für die Fruchtbarkeit der darin entwickelten Ideen. Leisi hat die Bedingungen, die den Gebrauch der Wörter bestimmen, erstmalig systematisch — wenn auch nicht vollständig — darzustellen versucht, z. B. Bedingungen wie die der Kontur oder des Materials der umgebenden Substanz für Wörter vom Typ *Spalte, Tunnel, Wunde*, des Subjekts *Hund* für *bellen* usw., also u. a. auch wortinhaltliche Beziehungen, die Porzig als 'wesenhafte Bedeutungsbeziehungen' innerhalb 'syntaktischer Felder' (besser scheint mir ein Terminus wie 'Wortbund') bezeichnet hat und die Leisi unter dem Stichwort 'semantische Kongruenz' darstellt. Wortinhaltliche Differenzierungen verschiedener Art lassen sich besonders beim Sprachvergleich aufdecken. Angeregt durch Leisi hat B. Carstensen geschlechtsbedingte Differenzierungen im Wortschatz untersucht (*Anglia* 77, 429—475), die von Leisi erstmalig in der 2. Auflage S. 108 erwähnt werden, z. B. *chaste* 'especially of women'. Wilhelm Havers hat sakrale Differenzierungen beobachtet: Was von Gott gesagt wird, kann unter Umständen nicht vom Menschen gesagt werden, so wie *fressen* nur vom Tier, *essen* nur vom Menschen gilt. Walter Porzig schrieb über 'Alt und jung, alt und neu' (Debrunner-Festschrift, Bern 1954) — um nur einige neuere Arbeiten zu nennen.

Der Text der zweiten Auflage — ein photomechanischer Nachdruck — ist im wesentlichen unverändert geblieben. Ein Nachtrag zählt die Rezensionen und einige weitere einschlägige Veröffentlichungen auf, um dann ausführlicher auf das Problem einer strukturalistischen Semantik einzugehen. Der Vf. kommt zu folgendem Ergebnis: 'Die hier entwickelte Inhaltslehre ist an sich noch nicht strukturell. Indem sie die Wortinhalte der physischen Welt gegenüberstellt, versucht sie, deren verschiedene Formen im Verhältnis zur außersprachlichen Substanz zu erkennen und wissenschaftlich zu beschreiben . . . Eine solche Beschreibung der einzelnen Wortinhalte ist die notwendige Voraussetzung für das Studium der Beziehungen zwischen ihnen, d. h. für die semantische Struktur der einzelnen Sprachen. Die "physikalische" Semantik muß der strukturellen vorausgehen, so wie eine Lehre von Phonemen ohne phonetische Grundlage nicht denkbar ist' (S. 119). Wie man sich dies genauer vorzustellen hat, bleibt zunächst dahingestellt, und es erscheint zweifelhaft, ob Leisis distinktive Inhaltselemente, wie er selber glaubt, mit Hjelmslevs Inhaltsfiguren identisch sind. Man erinnere sich, daß etwa Brøndal für seine Theorie der Präpositionen gerade die Kategorien ablehnte, die Leisi ausschließlich benutzt. Wenn somit auch von einem Anschluß an den logistischen Strukturalismus der Dänen nicht gesprochen werden kann, so bleibt doch das wesentlichere Verdienst des Verfassers, daß sein Werk vom sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkt aus weit aufschlußreicher ist als manches Werk dieser strengeren Richtung.

Zum Hauptteil des Buches sei noch folgendes nachgetragen: Es scheint den bisherigen Rezensenten und dem Verfasser entgangen zu sein, daß die auf den ersten Blick so einleuchtende Unterscheidung zwischen direkter und indirekter Metapher (S. 70 ff.), die z. B. von Ullmann, *Principles of Semantics* (2. Aufl., Glasgow 1957), S. 316, ausdrücklich hervorgehoben wird, einer näheren Prüfung nicht standhält. Ein Verb ist nach Leisi direkt meta-

phorisch gebraucht, wenn die Bedingungen in bezug auf den Akt nicht erfüllt sind (*die Steine reden*), es ist indirekt metaphorisch gebraucht, wenn die Bedingungen in bezug auf den reinen Akt erfüllt sind, nicht aber diejenigen in bezug auf das Subjekt oder Objekt des Aktes (*die Steine schweigen* — sie geben in der Tat keinen Laut von sich; *schweigen* 'stimmt', nur daß es gewöhnlich Menschen zum Subjekt hat). Daß dies zunächst einleuchtend erscheint, liegt daran, daß die Beispielsätze Verben enthalten, die als Gegensatzpaar fungieren und von denen der eine Partner, *schweigen*, in der Leisischen Terminologie auch als Privativum bezeichnet werden kann. Charakteristischerweise enthält der ganze Abschnitt nicht ein weiteres Beispiel für eine direkte Metapher. Man braucht nur *die Steine reden* mit *die Waffen sprechen*; *die Kanonen donnern, bellen* (sie geben de facto Laute von sich) zu vergleichen, um die Unhaltbarkeit der Theorie zu erkennen. Auch die metaphorisch redenden Steine geben etwas im Sinne des Redens von sich (man denke nur an beschriftete Grabsteine)! Die Bedingungen in bezug auf den Akt sind durchaus erfüllt. Mit einem 'nicht erfüllten Akt' fällt die Metapher selbst dahin. Mit anderen Worten: Wenn die Steine in *keiner* denkbaren Weise zu reden imstande sind, ist eine derartige Metapher unsinnig. *Die Steine verneigten sich* möchte poetisch noch eben möglich sein, *sie hielten sich an den Händen* aber wäre in jedem Falle absurd. Was Leisi im Auge hat, läßt sich nicht durch zwei polar entgegengesetzte Arten von Metaphern begreifen, sondern ist vielmehr als eine Skala von Fällen anzusehen, in denen das *Tertium comparationis* mehr oder weniger deutlich ist. Ewald Standop

*Britannica: Festschrift für Hermann M. Flasdieck*, hg. v. Wolfgang Iser und Hans Schabram. Heidelberg: Winter, 1960, 270 S.

Wer die Forschungen Professor Flasdiecks kennt, ist nicht überrascht, in dieser Festschrift zu seinem 60. Geburtstag die Nachbardisziplinen der Anglistik ebenso stark vertreten zu finden wie die Anglistik selbst. Kurt Baldinger untersucht die lexikalischen Auswirkungen der englischen Herrschaft in Südwestfrankreich. Walther von Wartburg und Veronika Günther schreiben über das angelsächsische Element im frz., insbesondere im agn. Wortschatz. Anton Scherers Abhandlung 'Britannien und das "alteuropäische" Flußnamensystem' knüpft an die entsprechenden Forschungen von Hans Krahe an. Hennig Brinkmann, der das Phänomen des Reims vornehmlich im Mittellateinischen untersucht, bemerkt u. a.: 'Alle Künste, die wir in lateinischer Dichtung der Iren kennenlernen, vereinen sich im [ae.] Reimlied' (S. 95). Gerhard Eis hält in seiner Waltharius-Abhandlung an der germanischen Grundlage des lat. Gedichts fest und bringt germanische Elemente bei, 'die jedenfalls zahlreicher und deutlicher nachweisbar sind, als Panzer und Genzmer wahrhaben wollten' (S. 102). Man sollte hier jedoch deutlicher Elemente und Motive von eventuellen stilistischen Vorbildern (vom Typ *Wielandia fabrica* = *Wēlandes geweorc*) trennen, und Eis' Hinweis auf den Strandwart Beowulf 229 ff. als Parallele für 'Hiltigunt de vertice montis pulvere sublato venientes sensit' (532) ist fraglos abwegig und beweist nichts. Unter den anglistischen Beiträgen kommt der von A. C. Baugh zu dem Ergebnis, daß Chaucers Bekanntschaft (in *The House of Fame*) mit der Liebesvision *La Panthère d'Amours* von Nicole de Margival trotz der von ihm neu entdeckten Parallele, die in dem Gebrauch eines seltenen Sprichworts in beiden Gedichten besteht, nicht eindeutig nachweisbar ist. Ein Beitrag von Horst Oppel trägt den Titel 'Die Literatur Neuseelands: Bemerkungen zu E. H. McCormick, *New Zealand Literature*'. Dankbar ist man auch für den informativen Bericht von Wolfgang Iser über 'Lallans', die künstliche Sprache der Schottischen Renaissance. Francis P. Magoun führt Parallelen zur ae. Dichtung aus dem finnischen *Kalevala* an.



Die von Magoun initiierte vergleichende Betrachtungsweise sollte ausgebaut werden. Auffällig sind z. B. auch die stilistischen Ähnlichkeiten zwischen Beowulf- und Igorlied. Zum Beowulf steuert Kemp Malone elf Anmerkungen bei. In Anm. 9 diskutiert er Dobbies Kritik der Ingeld-Episode, in Anm. 10 verteidigt er weiterhin seine Deutung von *beah* 2041 als Prät. 'er beugte sich, floh'. Alan S. C. Ross diskutiert einen bisher übersehenen ae. Lautwandel, den er in Aldreds nordhumbrischen Glossen annehmen zu müssen glaubt (*iū* > *ēu* > Aldred *ēo* oder [bei Ebnung] *ē*). Simeon Potter versteht unter 'referential prepositions' Präpositionen vom Typ 'über', 'in bezug auf' usw., insbesondere engl. *about*. Seine Behauptung 'Grammarians, both traditional and structural, have paid little or no attention to prepositions in their descriptive analysis' ignoriert Brøndals *Théorie des Prépositions*. Helge Kökeritz identifiziert einige 'ghost words' im NED. In einem Artikel über das engl. *understatement* trägt Reinhard Haferkorn alte und neue Beobachtungen zur Eigenart des englischen Nationalcharakters zusammen. Stilistik und Typologie des *understatement* sowie seine Verwendung in der Literatur kommen leider zu kurz. Auch ein Artikel von Werner F. Leopold 'Bilingualism of Occupation Children in Germany' ist höchstens von soziologischem, nicht aber von linguistischem Interesse. Philologisch bedeutsam hingegen ist der Aufsatz von Hans Schabram 'The Seasons for Fasting 206 f. mit einem Beitrag zur ae. Metrik'. In Ezechiel 34, 18—19 und in einer auf das Ezechiel-Kapitel zurückgehenden Stelle in Gregors *Regula Pastoralis* hat Schabram das hinter den fraglichen Versen stehende Bild entdeckt, das vom Inhaltlichen her handschriftliches *wæter* of *wege* 207 sinnvoll erscheinen läßt. Vor allem ist Schabrams Abweisung der Emendation eines solchen Verstyps aus metrischen Gründen in jeder Beziehung überzeugend. Die Antwort, die er gleichzeitig Otto Funke, *Anglia* 76 (1958), erteilt, kann man ebenfalls voll und ganz unterschreiben. — Leider ist die deutsche Anglistik in dieser Festschrift so spärlich vertreten, daß man sich fragt, ob hierfür nicht zum mindesten teilweise die Herausgeber verantwortlich zu machen sind.

Ewald Standop

Svante Stubelius: *Balloon, Flying-Machine, Helicopter: Further Studies in the History of Terms for Aircraft in English*. Göteborg, 1960, 396 S. (Gothenburg Studies in English, 9; zugleich Göteborgs Universitets Arsskrift, 66.)

Mit diesem Band, der sich durch die gleiche Gründlichkeit auszeichnet wie sein Vorgänger (*Airship, Aeroplane, Aircraft* ..., Gothenburg Studies in English, 7, 1958, angezeigt *Archiv* 196, 1959, S. 213), beschließt der Vf. seine umfangreichen Studien über die englischen Luftfahrzeugtermini. Der für beide Bände bestimmte Index verzeichnet allein fürs Englische über 700 Stichworte. Selten ist somit in einem abgegrenzten Wortbereich in solch ausgreifender Weise das OED auf Grund eines einschlägigen Quellenstudiums ergänzt worden. Davon wird die in Vorbereitung befindliche Neubearbeitung des Supplementbandes, mit dessen Herausgeber, wie wir aus einer Fußnote (S. 213) erfahren, der Vf. bereits in Verbindung gestanden hat, ohne Zweifel profitieren.

Abgesehen von einigen Diskussionen sprachlicher Probleme an Ort und Stelle, hat der Vf. dem zweiten Band ein instruktives Kapitel 'Linguistic Processes and Phenomena' angeschlossen, das zusammenfassend — wenn auch wohl kaum erschöpfend — an Hand des bearbeiteten Materials über solche Fragen wie Bedeutungswandel, Entlehnungen, Analogie, Wortbildung und dgl. handelt. Von Interesse sind auch Ausführungen wie die über die Aussprache von *helicopter* (S. 265 ff.). Obwohl eine Entlehnung aus dem Frz., wird das Wort naturgemäß wie ein griechisch-lateinisches Lehnwort

behandelt. Stubelius vermutet, daß die Akzentverlagerung von  $\triangle - \triangle$  zu  $\triangle - \triangle$  nicht durch die Theorien von Danielsson erklärbar ist, sondern vielmehr mit dem 'opaken' Charakter des Wortes zu tun hat, das als usueller Terminus bei ungleich häufigerem Gebrauch von den übrigen wissenschaftlichen Wörtern auf *-pter* dissoziiert war und, wie die Kürzung *copter* und die Bildungen *gyrocopter* und *hoppi-copter* zeigen, als aus *heli* + *copter* bestehend empfunden wurde. (In Wirklichkeit liegen die Verhältnisse etwas anders. Auch in den wissenschaftlichen Termini vom Typ *heteropter* oder *dipteron* ist für das englische Sprachgefühl das Morphem *-pter* < gr. *πτερόν* 'Flügel' nicht erkennbar, da die Phonemfolge *pt* im Englischen kein Morphem beginnen kann, was schon rein äußerlich in der Silbentrennung zum Ausdruck kommt. Trotz *pterion* und einiger anderer gelehrter Fremdwörter, in denen *pt* nur Schreibung für /t/ ist und *p* höchstens — wie in *psyche* — als *spelling pronunciation* hörbar wird, ist auch *-pteros* ['an adjectival word element meaning "winged"] — *American College Dictionary*] kein Morphem, das als solches empfunden würde.) Auf jeden Fall, so macht Stubelius glaubhaft, schloß sich *helicopter* akzentmäßig Fügungen wie *locomotive* und *television* an, die den Akzent normaler *compounds* tragen oder tragen können, sobald sie — das muß hinzugefügt werden — im Sprachgebrauch geläufig geworden sind (*telephoto* trägt weiterhin *level stress*). Als *compounds* sollte man solche Fügungen selbst jedoch nicht bezeichnen, wie Stubelius dies tut; die ersten Bestandteile dieser Wörter sind Präfixe oder Semipräfixe.

Gänzlich in die Irre gehen die Ausführungen des Verfassers zur Frage, ob *flying* in *flying-machine* Adjektiv oder Substantiv sei (S. 193 ff.). Er läßt sich zu sehr von der Vorstellung leiten, daß eine semantisch mögliche Deutung als Adjektiv (zum Unterschied etwa von *flying field*, das nie als 'field that flies' verstanden werden kann) eine entscheidende Rolle für den syntaktischen Charakter solcher Fügungen spiele, ohne der Akzentfrage die gebührende Bedeutung einzuräumen (ein *flying-officer* ist nicht notwendigerweise ein *flying officer* im Sinne eines *flying churchman*). Auf S. 194 hat es den Anschein, als wolle der Vf. mit dem Kriterium der Schreibung operieren. Auf keinen Fall wird man jedoch argumentieren dürfen: '*Flying officer* (or *flying-officer*) is undoubtedly a combination with the adjective *flying*, but [!] it has single stress and may be found hyphenated.' Unter solchen Voraussetzungen ist es nicht verwunderlich, daß Vf. glaubt, *flying* in *flying-machine* sei bis heute im wesentlichen als Adjektiv empfunden worden. Als Beweis hierfür zitiert er u. a. ein Beispiel, das ihn eines besseren hätte belehren können.

1879 Pettigrew in *EncyclBrit* (9th ed.) IX 308—309 s. v. *Flight, Flying Machines*: The ship floats upon water and the balloon upon air; but the ship differs from the balloon, and the ship and the balloon differ from the flying creature and flying machine ... The balloon is a mere lifting machine ... It is in no sense to be regarded as a flying machine. (S. 197)

Hier benutzt der Autor offenbar beide Akzentuierungsmöglichkeiten des Englischen zu einer syntaktischen und semantischen Unterscheidung, die man nicht übersehen kann.

Der Raum verbietet es, auf weitere Einzelheiten einzugehen. Es dürfte jedoch klargeworden sein, daß die beiden Bände über das rein lexikographische Interesse hinaus von größtem Wert für den Wortkundler sind, dem sie für die verschiedensten Gebiete reiche Anregung und originelles Belegmaterial bieten.

Ewald Standop

Paule Mertens-Fonck: *A Glossary of the Vespasian Psalter and Hymns with a Latin-Mercian Index, Part One: The Verb*. Paris: Société d'Édition 'Les Belles Lettres', 1960. 387 S.

Die sprachwissenschaftliche Bedeutung des VP ist bekannt. Erst jüngst hat R. M. Wilson erneut die linguistischen Fakten diskutiert, die zur Bestimmung der Herkunft des Textes dienen können (*The Anglo-Saxons: Studies presented to Bruce Dickins*, London 1959, 292 ff.). Trotz einiger Ansätze lag jedoch bisher ein brauchbares Glossar nicht vor. Die Verfasserin, die diesem Mangel nunmehr abhilft, ist eine Schülerin von Professor S. R. T. O. d'Ardenne (Lüttich), die sich selbst als hervorragende Kennerin der mittellenglischen Prosatradition, die an den Dialekt des VP anzuknüpfen scheint, ausgewiesen hat. Das neue Glossar bietet unter dem jeweiligen Stichwort die im Text vorkommenden Formen vollständig und die Bedeutungen nach den zugrunde liegenden Lemmata geordnet, meist mit je einem typischen Beispiel. Die präfigierten Ableitungen sind, wie üblich, unter dem Simplex aufgeführt. Wo notwendig, wird die Problematik einer Wortverwendung unter Hinweis auf die entsprechende Sekundärliteratur kurz diskutiert. Häufiger wird verwiesen auf H. Gneuss, *Lehnbildungen und Lehnbedeutungen im Altenglischen* (Berlin, 1955), und die Verfasserin gesteht, daß sie durch das Erscheinen dieses Buches der Notwendigkeit entgehen wurde, verschiedenes zusätzliches Material zu drucken. In der Tat kann man sagen, daß sich die beiden Werke vorteilhaft ergänzen. So ist naturgemäß bei Gneuss (der VP zur Grundlage seiner Untersuchung macht, was im Titel hätte erwähnt werden können) der normale ae. Wortschatz unberücksichtigt geblieben, während bei Mertens-Fonck die übrigen ae. Psalterversionen, die Gneuss mit herangezogen hat, fortfallen. Daß das Verbum als erster Band getrennt vom übrigen erscheint, hat, wie man aus dem Vorwort erfährt, rein arbeitstechnische Gründe. Etymologisches Verwandtes wird dadurch leider getrennt, und man fragt sich, ob es zweckmäßig ist, im zweiten Band, der den Rest des Wortschatzes aufnehmen soll, etwa auch noch *eaðmod* (Adj.) von *eaðmodnis* (Subst.) zu trennen, nachdem das Verbum *geeaðmodian* bereits im ersten Band berücksichtigt ist. Da aber auch eine alphabetische Anordnung nur einen Teil der Wortsippen beieinander läßt, hängt alles vom Gesamtindex ab, der ebenfalls für den zweiten Band in Aussicht gestellt wird. Der dritte Band soll eine Beschreibung der sprachlichen Eigentümlichkeiten des Textes bringen, um deretwillen das Unternehmen in die Wege geleitet wurde.

Erstaunlich ist der großzügige Druck, bei dem unter 'Formen' zuweilen kaum die Hälfte des Satzspiegels und auch sonst nie die gesamte Satzspiegelbreite ausgenutzt worden ist. Das hat den Vorteil, daß man etwa alle 25 vorkommenden Formen von *gān* genau untereinandergesetzt findet, was besonders der Erforscher des Lautsystems begrüßen wird. Leider zeichnet sich die Satztechnik nicht zugleich auch durch Gefälligkeit aus, und die unenglischen Führungszeichen stempeln den Band trotz der Benutzung der englischen Sprache auf den ersten Blick als ausländisch.

Ewald Standop

Broder Carstensen: *Studien zur Syntax des Nomens, Pronomens und der Negation in den 'Paston Letters'*. Bochum-Langendreer: Pöppinghaus, 1959. 328 S. (Beiträge zur englischen Philologie, 42.)

Eine syntaktische Untersuchung der sich über mehrere Generationen erstreckenden Briefe der Familie Paston (1422—1505) liegt nahe. Nachdem F. Th. Visser in seiner großangelegten Syntax der Sprache Thomas Mores mit dem Verbum begann, war es angebracht, für eine rückwärtige Ergänzung der Syntax des 15. Jahrhunderts die übrigen Redeteile ins Auge zu fassen. Im Vorwort heißt es: 'Die Arbeit ist absichtlich "traditionell" an-



gelegt, um nach Möglichkeit einen Baustein für das immer wieder dringend geforderte Gesamtwerk der historischen englischen Syntax zu liefern' (S. 5). Dem Textteil, so erfahren wir ferner, hat der Vf. mehr Bedeutung als sonst üblich zugemessen. Die Zahl der Beispiele hält sich daher im Rahmen des Sinnvollen. An einigen Stellen wird auch die Formenlehre mit einbezogen (z. B. Pluralbildung der Substantive, Herkunft der Adverbien wie *a-foot* usw.). Die synchronische Betrachtungsweise wird gelegentlich verlassen, was zu syntaktischen Mißverständnissen führen kann, wenn etwa *a marke a yere* anders gedeutet wird als *iii s. the quarter*, 'da das a lediglich eine Abschwächungsform der alten Präp. *on* ist' (49). (Nach einer solchen Auffassung wäre *the king in the king was offered a seat* Dativ!) Auch sonst ist Vf. nicht immer glücklich in seinen Formulierungen, und nicht allen seinen Überlegungen wird man ohne Zögern zustimmen können. Folgende Beobachtungen seien mitgeteilt:

Neben harmlosen stilistischen Unebenheiten ('... ist sie [die Konstruktion *a good man and a fair*] fast ganz durch das Stützwort *one* verdrängt worden', 127) stehen z. T. schwerer wiegende Versehen. Wieso z. B. *the king's honour* einem Kompositum nahekommen soll (24), bleibt unklar. Wendungen wie *your hartes desyr* (25) oder *a folis paradyce* (26) werden unumwunden als Komposita bezeichnet, während *the seeys syde* und *kynnyes man* (ebenfalls 26) in diesem Zusammenhang unberücksichtigt bleiben. (Möglicherweise gebraucht Vf. den Terminus Kompositum im Sinne von Formel oder fester Fügung.) — Was versteht Vf. unter Dativ (44)? *A friend of my father* wird als aus 'of + Dat.' bestehend beschrieben (219, auch 221; vgl. 263 unten). S. 282 ist sogar von einer Negation des 'reinen Dativs' (*to no good purpose*) die Rede. — S. 83: 'Einleitendes *there* is hat meistens den Singular nach sich', heißt es zu dem syntaktischen Typ *there was ij men*. Hierher gehören auch die Fälle *there is many (few)*, die Vf. jedoch unter der Überschrift '*some, any* etc. bewirken Inkongruenz' (84) anführt. Hierunter wiederum findet sich *all thing wer wele mit thing* als altem unbezeichnetem Plural (also Kongruenz!), der nach Carstensen in PL genau doppelt so oft belegt ist wie der Plural auf *-s*. — S. 82: Daß die große Gruppe von Fällen, in denen zwei- und mehrgliedrige Subjekte mit einem Verbum im Singular verbunden werden, schwerlich oder kaum erklärbar sei, ist nicht einzusehen. Attraktion und dominierende Vorstellung sind Hauptursachen. Ähnlich geht die Behauptung, daß sich in den PL keine festen Regeln für die Stellung des Adjektivs erkennen ließen (118), zu weit. Der Terminus 'substantiviertes Adjektiv' kann nicht auf Fälle wie *if ther were any man, pore or ryche* und *by the young Lords of Scotland, but not by the old* (126) angewandt werden. Im letzten Fall liegt eindeutig Ellipse vor. Auch der Typ *a great fish and a royal* (130) gehört nicht in diese Kategorie. Andererseits kann man auch schlecht sagen, daß hier etwa an eine 'Auslassung von *one*' zu denken wäre (127), wenn in gleichem Atemzug festgestellt wird, 'daß das Stützwort *one* in dieser Konstr. noch nicht statthat'. S. 133 wird auf das grundsätzliche Fehlen dieses Stützworts nach *other* und *an other* hingewiesen. Auf derselben Seite findet sich jedoch unter den Belegen für den Typ *eny on* auch *one marryage for an other on*. S. 153: 'Das Adv. kann auch doppelt charakterisiert werden: ... *in my most lovingly wyse*.' Auf S. 174 wird *most lovingly* in dieser Verbindung jedoch zunächst als Adjektiv, wenn auch kurz darauf wieder als doppelt charakterisiertes Adverb bezeichnet. S. 181: Vf. übersieht, daß *as* bei Zeitangaben außer in *as yet* auch heute noch in *as from* vorkommt. Die letzte der von ihm angeführten niederdeutschen Parallelen *Det as so'n agidar leden* ist zu streichen, da hier *so* = 'ungefähr'. Die Herkunft der Konstruktion erklärt sich wahrscheinlich aus Fügungen mit dem Sinn 'das war so wie gestern, [aber] vor acht Tagen'. (Zu *as yet* vgl. z. B. *Beowulf* 956, 1058 u.

1134). S. 194: Einen Schreib- oder Hörfehler für *it* statt *he* in den folgenden Sätzen anzunehmen, ist abwegig: (1) *and axed of hym if he were indited of felonye; and my maister Yelverton told hym it was*; (2) *and that ye wyl desyr Wylliam Mysant ... to purvey for the caryage in as hasty wyse as yt can*. Die nächstliegende Erklärung dürfte sein: (1) ... *it was* [felony]; (2) *in as hasty wyse as yt can* [be done]. S. 206: Fälle wie *these xix yeres or more neben this* in gleichgelagerten Fällen beweisen keineswegs die Schreibung *thes(e)* für *this*, die an sich durchaus vorliegen mag (vgl. auch 77). S. 220: Auf Grund der angeführten Beispiele muß bezweifelt werden, ob der Typ *a friend of me* in PL belegt ist. Der partitive Charakter der Fügung wird nicht nur durch den unbestimmten Artikel ausgedrückt. Ne. ist denkbar *a friend of mine* und *that friend of mine*, aber nicht *the (only) friend of mine*. Folglich ist *in the scher-howse of yow* = *in your scher-howse*. Auch dies hat Vf. im Grunde gesehen, und es ist unerklärlich, daß er auf derselben Seite *for profugyt of you* eliminiert, aber dann trotzdem *to plesir of hir* und ähnliche Fälle als beweiskräftig für die partitive Konstruktion zitiert. Da in diesem speziellen Fall *hir* mit *ne. her* und *hers* identisch sein kann, wäre es interessant zu wissen, ob die PL nicht auch den nicht-partitiven Typ *after the will of yours* (etwa in der Form of *your*) kennen. Der Vergleich mit der deutschen Wendung ein *Freund von mir* (223 f.) ist ungenau und geht an dem syntaktischen Problem, über das Brunner, *Die englische Sprache* II, 117 f. zuverlässiger informiert, vorbei. S. 233 ist unter 6b von zweimaligem Setzen der Präposition die Rede. Die beiden Belege in *my gretest ned that evyr I was in* und *that he was nevyr defawty in that ye have thowte hym defawty in* sind jedoch eher insofern interessant, als der erste die dem *that* nachgestellte Präposition am Satzende zeigt, während der zweite zugleich die Ersparung des sich auf ein *that* des Vordersatzes beziehenden Relativpronomens verdeutlicht. S. 249 wird *who* in indirekten Fragesätzen behandelt, für *what* hingegen finden sich entsprechende Fälle unter 'what als Relativpronomen' und 'what attributiv' (246). Vom letzteren gesteht Vf., es sei 'eigentlich nicht reines Rel. pron.' (Typ: *send you woorde what disposition shal be take*). In 'what attributiv in Verbindung mit that' (247) ist 'attributiv' zu streichen, da auch zwei nicht-attributive Fälle zitiert werden. Die Diskussion der Umschreibung mit *to do* im Anschluß an die Negation (300 f.) enthält verschiedene unzumutbare Formulierungen. Ferner ist *went he?* nicht an sich rhythmisch unmöglich, wie *will he?*, *could he?* usw. beweisen. Der Hinweis auf deutsch *Ist er gegangen?* statt *Ging er?* ist irreführend, da fürs Präsens nur *Geht er?* zur Verfügung steht. — Im ganzen wäre trotz der beabsichtigten Traditionalität die Vermeidung allzu altmodischer Begriffe wünschenswert gewesen: Man sollte nicht dauernd von 'fehlendem' Artikel oder vom 'Ersatz' einer Konstruktion durch eine andere (z. B. 58, 173, 254) sprechen, und der Vergleich mit einer anderen Sprachstufe, so nützlich er an sich ist, sollte nicht zum Prinzip der Beschreibung gemacht werden ('that that für what', 244).

Diese Anmerkungen mögen genügen. Die praktische Brauchbarkeit der Untersuchung soll durch sie nicht in Frage gestellt werden. Von den zahlreichen guten und instruktiven Beobachtungen, die die Arbeit bietet, sei wenigstens eine erwähnt: Im Zusammenhang mit den Problemen um das Stützwort *one* bei Adjektiven weist Vf. auf gewisse typische Wiederholungen des Substantivs hin, z. B. *aswell in the same shire as in other shirez* (133). Eine gewisse Neigung zu ähnlich pleonastischer Ausdrucksweise scheint den Stil der PL, wenn nicht gar den Stil der Zeit zu charakterisieren. Folgende weiteren Beispiele, die ich nach Carstensen zitiere, machen

das deutlich: *Ye may tell my Lorde of York that it is open in every mannys mouth in this contre the language that ...* (198); *as in the examynacion of Master Robert Popy, his examinacion was wreten in ...* (200); *they of the Dwkys coort, ... they want noon* (200); *the priour of Bromhill that was fermoure his terme is expired* (200); *conteyning also these wordes in Latyn, et cetera, by which wordes ...* (235); *hys faderes wyll, the whych I wote wher it ys* (241).

Zum Satz ist zu sagen, daß Vf. dem Setzer die drei Punkte vor und hinter fast jedem Zitat hätte ersparen können. Dem Verleger gegenüber ist zu beanstanden, daß das Buch praktisch in Form loser Bögen ausgeliefert wird. Es wird Zeit, daß auch für die Beiträge die allgemein übliche Fadenheftung Norm wird.

Ewald Standop

## Romanisch

*Revue de langue et littérature provençales* (Organe du Centre d'études et de culture provençales), hrsg. von Emile Bonnel, conservateur en chef an der Bibliothèque Nationale in Paris. Heft 1—3 (1960). Erscheint vierteljährlich. Jahresabonnement: 25 NF.

Die Provenzalistik erhält in dieser seit 1960 erscheinenden Zeitschrift ein eigenes Fachblatt, das neben Beiträgen zur Erforschung des Alt- und Neuprovenzalischen eine laufende Bibliographie der Fachliteratur bringt. Während Heft 1 und 2 den Charakter von Sondernummern hatten (Heft 1 war ausschließlich der Mireille-Forschung gewidmet, Heft 2 informierte über Einrichtung und Verbreitung des Unterrichts von provenz. Sprache und Literatur in und außerhalb Frankreichs), wird in dem nun vorliegenden Heft 3 (ausgegeben April 1961) die Zeitschrift ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt. Diese Nummer enthält im einzelnen: Dafydd Evans: *Nom et folklore des oiseaux de proie nocturnes dans le midi de la France* (S. 5—25. Die Bezeichnungen für 'Eule' und 'Käuzchen' sind gerade im Süden und Südosten der Galloromania besonders reich gegliedert. Der Umstand, daß diese Nachtvögel weniger sichtbar als hörbar sind, hat nachhaltig auf die Volksphantasie eingewirkt, vgl. den Typ PRAESAGA oder lat. STRIX/STRIGA 'Hexe', 'Eule' usw., andererseits aber in den einzelnen Bezeichnungen im besonderen Maße die Schallnachahmung gefördert. Es ist jedoch zu prüfen, ob bei *hourourou* u. ä. wirklich Neubildungen vorliegen und nicht vielmehr sekundäre Umgestaltungen der *u*-haltigen Ausgangsformen, vgl. ULULA, ULUC[C]US, ULULARE, BUBO/BUFO, DUCU-, UPUPA). — Irénée-Marcel Cluzel: *Les plus anciens troubadours et la 'fin'amor'* (S. 26—43. Stellt die Hauptthemen des *Mi dons*-Kultes bei Wilhelm IX. und Cercamon zusammen und betont die Wichtigkeit semantischer Untersuchungen der verschiedenen Schlüsselbegriffe wie *proeza*, *jois*, *cortezia*. Kritisch zu Bezzolas Aufsatz über Wilhelm). — Jean Maillard: *Notes sur l'acort provençal* (S. 44—53. Klärung eines selteneren Gattungsbegriffes [Gegenstück zum bekannteren *descort*] mit Transkription des einzigen mit Notation überlieferten und Guillem Augier Novella zugeschrie-



benen *acort* [*Bella donna cara*], der kürzlich auch von Gennrich transkribiert wurde). — Baratier, I.-M. Cluzel: *Trois textes en vieux marseillais* (S. 54—62). — Henri Polge: *Les trois phases du régionalisme gascon* (S. 63—68). — Auguste Brun: *Ode provençale inédite* (1734) (S. 69—78). — Joseph Billioud: *Étymologie du provençal 'escapouloun'* (S. 79—80. Der Titel ist irreführend, da nur die Bedeutung des Wortes auf Grund spätmittelalt. Belege mitgeteilt wird: 'Stoffprobe', dann 'grobes Leinen'. Vf. meint dadurch die von Mistral angesetzte Etymologie 'bas latin *scapolonus*' zu rechtefertigen. Was ist aber dieses *scapolonus*?). — Nachträge zu Heft 2 und Bibliographie. Wolf-Dieter Stempel

Bengt Löfstedt: *Studien über die Sprache der langobardischen Gesetze*. Beiträge zur frühmittelalterlichen Latinität. Uppsala: Almqvist & Wiksell, 1961. XXV, 361 S., 8<sup>o</sup>.

Die schwedischen Forschungen zum späten und mittelalterlichen Latein sind längst eine Goldgrube für die romanische Sprachgeschichte geworden. Die Mine ist in Auswahl und Behandlung der Probleme natürlich um so ergiebiger, je intensiver die Verfasser den Blick nicht nur auf das klassische Latein zurück, sondern auch nach vorwärts auf die romanische Entwicklung richten. In dieser Hinsicht ist die vorliegende Habilitationsschrift — wie schon frühere Veröffentlichungen des Vf. (z. B. ALMA 29: *Zur Lexikographie der mittelalterlichen Urkunden Spaniens*) von besonderem Wert. Eine vorbildliche Vertrautheit mit der romanistischen Fachliteratur der verschiedenen sprachlichen und geographischen Bereiche ermöglicht es B. Löfstedt, die Betrachtungen über Einzelphänomene des untersuchten Textes immer wieder zu wichtigen, sachlich und bibliographisch ebenso kurz wie reichhaltig orientierenden Beiträgen zur lateinisch-romanischen Sprachgeschichte auszugestalten. Dafür sollen hier einige Proben gegeben werden.

Von den verschiedenen Schreibungen des lat. *cohors* hat man *curtis* mit *u* oft als hyperkorrekte Graphie, nebeneinander stehendes *cohors/choris* und *curtis* also lediglich als orthographische Varianten betrachtet. L. stellt dagegen für die beiden Formen eine deutliche semantische Trennung fest und folgert: 'Die konstante orthographische Differenzierung zwischen *cohors* 'Haufe von Menschen' und 'Kohorte' einerseits und *curtis* 'Hof' andererseits legt die Annahme nahe, daß man im Mittelalter *cohors* und *curtis* als zwei verschiedene Wörter auffaßte' (80). Damit wird die Bedeutungsfiliation für frz. *cour*, ital. *corte* usw. 'Residenz des Fürsten' < 'Gefolge des Fürsten' = 'Kohorte' (FEW 2, 852a) unwahrscheinlich und die traditionelle Filiation für *curtis* 'Landgut' > 'Gut, Residenz (des Fürsten)' wieder gestützt. Für rumän. *curie* wird die Möglichkeit direkter Herleitung aus dem Lateinischen (nicht über das Griechische: REW 2032) begründet. Die Schreibung *curtis* betrachtet L. als Zeugnis einer 'geschlossenen, nach *u* hin neigenden Aussprache des ursprünglichen *ō*' (81), für die er als Erklärung die bedingte Schließung vor *r* + Kons. (vgl. 'formica non furnica', *furnus/fornax*) erwägt, dann aber dem Einfluß von *curia* (vgl. Dict. Général) den Vorzug gibt. Wie allerdings die Schließung des *o*, die nicht zu *ũ* noch zu *ū* geführt haben soll, und wie der Einfluß von *cūria* zu verstehen sein kann, bleibt undeutlich. Hier bedarf es noch einer ergänzenden Erklärung.

Das Kapitel 'Verwechslung von *Tenuis* und *Mediae*' (136—149, 361) bietet einen Überblick über die romanische Sonorisierung aus der spätlateinischen Perspektive. Sowohl die für die Sonorisierung beigebrachten frühen Belege als die Kritik an ihnen (Tovar, Weinrich) erfordern Korrekturen. Das inschriftliche Material spricht wegen der geographischen Lagerung gegen die keltische Substraterklärung (Tovar, Martinet) und für eine 'recht früh einsetzende, allgemein vulgärlateinische Lauttendenz'. Bei dem Auftreten

von Graphien mit *c* statt *g* gilt es zu unterscheiden zwischen hyperkorrekter Schreibung nach der Sonorisierung von *-c-* vor *a, o, u* (*placa, defico, ficura*) und der Reaktion, auch in der Aussprache, gegen die Spirantisierung von *-g-* vor *e, i* (*dicitus, vicini*). Der Vorschlag, auf Grund dieser Ausspracheschwankungen span. *recio* aus \**ricidus* = *rigidus* zu erklären, ist durchaus einleuchtend, sicher den erwogenen Wortkreuzungsmöglichkeiten (Corominas u. a.) und wohl ebenfalls der Anknüpfung an *rigescere* (Spitzer; vgl. REW 7312a, DEEH 5707) vorzuziehen. Auch sonst ergeben sich willkommene Funde oder Hinweise: belegtes *cutica/cutiga* bestätigt die bisher konstruierte Grundform einer romanischen Familie (REW 2429), *gubitum/gomitum* für lat. *cubitus* zeigen das Alter der italienischen Formen mit *g-* und *-m-* (REW 2354). Obgleich ein Zusammenhang zwischen *cubitus* und *cupare* empfunden wurde (Belege aus Isidor, Priscian), gibt L. der Erklärung von ital. *gomito*, altital. *gombito* aus einer Kontamination von *cubitus* mit (*in-, ad-*)*cumbere* (Meyer-Lübke, Grandgent) mit Recht wenig Kredit. Diese Formen harren noch einer plausiblen Deutung.

Bei der Behandlung der 'Verwechslung von lat. *b* und *v*' (149—159) ist die Charakterisierung der spätlateinischen Verhältnisse und die Auseinandersetzung mit der Spezialliteratur von Wert, treten aber auch die Grenzen zutage, die der Erhellung der sprachlichen Entwicklung aus den überlieferten Texten gesetzt oder noch gesetzt sind. Es ist wichtig zu wissen, daß die ältesten Belege die satzphonetische Erklärung Parodis (vgl. Meyer-Lübke, *Einführung* § 149) nicht stützen, da *b-* statt *v-* ebenso häufig nach Vokalen wie nach Konsonanten (umgekehrt *v-* statt *b-* ebenso häufig nach Kons. wie nach Vok.) auftritt. Aber reicht diese Feststellung und die generelle Warnung vor Sandhi-Erklärungen im Spätlatein (dessen Intensitätsakzent die Wörter mehr verselbständigt und damit die Bedeutung der Satzphonetik reduziert haben soll) für eine Ablehnung der satzphonetischen Erklärung aus? Die ähnlich gelagerten Verhältnisse für das prothetische *e* vor *s* + Kons. (109f.) zeigen das Problematische einer solchen Schlußfolgerung. Auch die ersten Einwände des Vf. gegen verschiedene Substraterklärungen müssen nicht unbedingt dazu führen, auf diese überhaupt zugunsten einer 'Auswirkung der allgemeinen Artikulationsschwächung . . . , der in spätlateinischer Zeit die Verschußlaute unterliegen', zu verzichten. Löfstedts Deutung legt den Akzent auf einen anderen Punkt: der in allen romanischen Sprachen z. T. als allgemeine Entwicklung, z. T. sporadisch auftretende Zusammenfall von *b-* und *v-* entspreche einer Tendenz des vulgären Latein, beide Laute in jeder Position zu *b* zu entwickeln, während die überwiegende Unterscheidung von lat. *b-* und *v-* in den meisten romanischen Sprachen 'dem latinisierenden Einfluß der Schulen und der gebildeten Schichten' (sc. in römischer Zeit) zuzuschreiben sei. Diese Annahme läßt natürlich die Frage offen, warum ein solcher Einfluß gerade bei anlautendem *b-* und *v-* eine so weitreichende und tiefgreifende Wirkung erzielen konnte.

Aus dem reichen morphologisch-syntaktischen Kapitel mag die vorzügliche Dokumentation und umsichtige Beurteilung des sprachlichen Materials an den knappen Seiten über den Geschlechtswechsel exemplifiziert werden (243—247). Dem konservativeren oder vulgärerem Charakter der Texte entspricht die Unbestimmtheit der geographischen Verbreitung etwa von maskulinem *arbor* oder femininen *grex, dies* und Abstrakten auf *-or* in alter Zeit. Lokalisierungsversuche für spät- und mittellateinische Texte auf Grund der modernen sprachgeographischen Verhältnisse sind oft in die Irre gegangen, weil sie diese Niveauunterschiede nicht beachteten und weil 'Entwicklungen, die sich später nur in gewissen Teilen der Romania nach-

weisen lassen, in spätlateinischer Zeit eine allgemeinere Verbreitung hatten' (244, 247).

Die Aufzählung einiger weiterer Themen soll das vielseitige Interesse der vorliegenden Untersuchung für die romanische Sprachgeschichte unterstreichen: Ersatz des Inchoativsuffixes *-escere* durch *-iscere* (32 f.); die Entstehung des romanischen Artikels (265 f.); Bildungen auf *-ivus* in der Volkssprache und technischen Terminologie (305 f.); belegtes *fragiare* (314) zu *fragium* (REW 3472), *carracium* (ib. 1862), *taliola* 'Falle' (ib. 8541) ...

Harri Meier

Henry & Renée Kahane, Andreas Tietze: *The Lingua Franca in the Levant. Turkish Nautical Terms of Italian and Greek Origin*. Urbana: University of Illinois Press, 1958. XIII, 752 S. \$ 15.—.

Wenn man den Titel des vorliegenden umfangreichen Werkes liest, kann man sich kaum eine rechte Vorstellung von dem reichen Inhalt machen; erst wenn man den Zusatz 'Turkish Nautical Terms of Italian and Greek Origin' berücksichtigt, weiß man, was hier behandelt wird: aus der *Lingua Franca* nur die nautischen Wörter und seemännischen Ausdrücke, soweit sie seit dem 12./13. bis ins 18. Jahrhundert aus dem Romanischen (hauptsächlich Italienischen) und Griechischen ins Türkische übernommen wurden. Daher sind alle Wörter slavischen Ursprungs und arabische Wörter, welche die Türken direkt von den Arabern übernommen haben, ausgelassen. Das Werk hat eine doppelte Aufgabe: 'the interpretation of a certain (semantically and historically well-defined) area of the Turkish vocabulary, and the demonstration, in form of brief etymological sketches, of the linguistic-cultural unity of the Mediterranean'. Seemännische Ausdrücke sind zwar international, aber doch zuweilen von Hafen zu Hafen verschieden, manchmal nur in Kleinigkeiten oder Bedeutungsnuancen.

Ihrer Aufgabe sind, um es gleich vorwegzunehmen, die Verfasser in hervorragender Weise gerecht geworden. Man sieht wieder, wie nützlich und anregend sich eine solche Gemeinschaftsarbeit erweist. Das Werk ist ein unentbehrliches Handbuch für den Philologen und Kulturhistoriker, der über sprachliche und kulturelle Beziehungen zwischen den Völkern des Mittelmeerraumes arbeitet.

Der große Hauptteil (S. 49—597) des Werkes führt in alphabetischer Reihenfolge die Seemannsausdrücke in einzelnen Artikeln auf. Für eine solche Arbeit liegen nur wenige Vorarbeiten vor. Den Anfang machte G. Meyer in seinen *Türkischen Studien* (Wien 1893) mit einer Liste von 179 See-Ausdrücken ital. und griech. Herkunft, dem L. Bonelli 1894 mit seinem Aufsatz *Elementi italiani nel turco ed elementi turchi nell'italiano* (Neapel 1894) folgte. Auf Grund dieser Aufsätze sowie von Redhouse, *Turkish and English Lexicon* untersuchten H. und R. Kahane den Sprachschatz in ihrem Aufsatz *Turkish nautical terms of Italian Origin* (Jour. Amer. Orient. Soc. Vol. 62, 1942, S. 238—261). Auf wesentlich breiterer Grundlage und mit viel umfassenderen Material ist das vorliegende Werk gearbeitet.

Eine wiss. Aufgabe dieser Art erfordert aber als Grundlage eine Darstellung über: 'Die Türken und das Meer.' Daher behandeln die einleitenden Kapitel (S. 3—45): 1. First contacts (to 1400); 2. The Ottoman Empire: heir to the Byzantine sea power (1400—1500); 3. The Ottoman Naval Empire (1500—1600); 4. The later centuries: Decline of the Ottoman sea power; 5. Turkish nautical loanwords: a summary. In diesen Kapiteln liegt eine feine, vorbildliche Darstellung der osmanischen Seegeschichte vor, an der sich jeder orientieren kann.

Das Verzeichnis der 878 Wörter und Ausdrücke ist einheitlich angelegt: zuerst steht das ital. oder griech. Stichwort, wobei der venetian., ost-venetian. oder genues. Ursprung angezeigt ist, darauf folgt das türk. Lehnwort



in seiner verschiedenen Orthographie mit Bedeutung, Beleg und Verwendung, sowohl auf Grund der alten Quellen und Werke wie auch moderner türk. Literatur. Dann wird der Geschichte des in Frage stehenden Wortes im Mittelmeergebiet nachgegangen, nach Möglichkeit sein erstes Auftreten und seine Verbreitung untersucht, und schließlich werden als Noten die Wörter in arab. Schrift und die im Artikel vorkommenden türkischen Belege übersetzt. Ein kleines Beispiel kann das am besten illustrieren (S. 398):

«583. *scialuppa* 'sloop' (DMA 865).

şalıpa (TL 3.195, Gordl 954, Den 183, Heuser 437, Sözlük 545, Moran 1164), şalopa (GD 357), şalope (Merkez 466<sup>1</sup>, a 'launch; longboat; sloop; shallop'. Old record: ca. 1768, sefâ'in-i şulupa<sup>b</sup> "scialuppaships" (İbretnüma-yi devlet, fol. 37<sup>v</sup>). Documents of 1807 and 1815 containing data on scialuppas are published in Merkez 466. ~ hane<sup>2</sup> 'boathouse for a scialuppa', in the old record: end of the 18th c., yirmi göz şalupahâneler<sup>c</sup> ve dört köşesine bekçi kuleleri yine Hüseyin paşa vaktinde binâ ve ihdâs olundu. "scialuppa sheds consisting of twenty compartments and watchtowers at the four corners (of the arsenal) were also constructed and established in the time of Hüseyin Paşa." (Hadikatülcevami 2.15).

The term, of unknown origin (cf. NED s. v. sloop, Bloch-Wartburg s. v. chaloupe), appears in the 16th c. in the Mediterranean (cf. Prati s. v. scialuppa) where it is widely spread (Jal s. v. chaloupe): e.g., Port. Span. chalupa, Fr. chaloupe, Ital. scialuppa, Gr. σαλούπα (MegEnkykl s. v.; Kahane, Marinewörter 555), and Turkish.

<sup>1</sup> QB 231, with unclear vocalization.

<sup>2</sup> Turk. hane 'house'.

a, b, c in arabischer Schrift.»

Es liegt auf der Hand, daß ein so reiches Material auch einige Schwierigkeiten bei der Bearbeitung darbietet. Bei manchen Wörtern konnte keine eindeutige Lösung gegeben, bei anderen die etymologische Bedeutung nicht endgültig festgelegt werden. In allen Fällen sind aber die Verfasser mit größter Vorsicht und bewundernswerter Sachkenntnis vorgegangen.

Wenn man aus dem vorgelegten Wortschatz ein Ergebnis zieht, so findet man: von den 878 Wörtern stammen 732 aus dem Romanischen, hauptsächlich aus dem Italienischen, und 155 aus dem Griechischen, wobei man aber die wichtige Rolle, welche die Griechen als Übermittler von italienischen Wörtern gespielt haben, berücksichtigen muß. Die Türken haben also während des 15. bis 18. Jahrhunderts in starkem Maße Entlehnungen vorgenommen und sie an die arabisch sprechenden Küsten des Mittelmeeres verbreitet. Wie sich die Wörter im einzelnen auf die verschiedenen Gebiete verteilen, zeigt der äußerst nützliche Index Rerum (S. 639—346), der eingeteilt ist in u. a. Masts and Yards, Sails, Rigging, Ropes, Navigation, Mooring, Rowing, Signals, Tools and Materials, Crew, Fishing.

Mit Recht sind die Ausdrücke der Fischerei einbezogen, aber die Bezeichnungen für die Fische selbst, unter denen viele Namen aus dem Griech. und Roman. stammen, sind mit Absicht außer Betracht gelassen. Das mahnt mich, meine vor Jahren begonnene und einmal erfolglos als Dissertation vergebene Arbeit zu Ende zu führen. Dabei ist das grundlegende Buch von Devecigan Karekin, *Balık ve Balıkçılık* ('Fisch und Fischerei'), Istanbul 1931, 440 + 60 S., in erster Linie zu berücksichtigen.

Nützliche Appendices schließen sich dem Werke an: 1. Sources (S. 600—615). Hier befindet sich ein vollständiges Verzeichnis aller in Betracht kommenden Quellenwerke, das sich sogar bis auf das Meer behandelnde Erzählungen der schönen modernen türk. Literatur erstreckt. Unter 2. References (S. 616—638) wird eine erstaunlich reiche und vielseitige Literatur

verzeichnet, in der nichts übersehen ist — man könnte noch hinweisen auf H. Gildemeister, *Über arabisches Schiffswesen* in: Götting. Nachr. 15, 1882, S. 425—448; F. Wüstenfeld, Götting. Nachr. 1880, S. 133—43; H. v. Burski, *Kemal Re'is*, Phil. Diss. Bonn 1928. 3. Der Index Rerum (639—646) wurde bereits gewürdigt. Schließlich wird das Werk durch den 4. Index Verborum (S. 647—752) beschlossen, mit dessen Hilfe man jedes Wort schnell auffinden kann und der in folgende Sprachgruppen eingeteilt ist: Lateinisch, westl. roman. Sprachen, Rumänisch, Dalmatinisch, Slavisch, Griechisch, Keltisch, Germanisch, iran. Sprachen, Arabisch, Berberisch, Koptisch, Türkisch in Lateinschrift und arabischer Schrift.

Ich stehe nicht an, dieses in langen Jahren und ausgedehnter Sammelarbeit mit entsagungsvoller Ausdauer und reicher Sprach- und Sachkenntnis verfaßte Werk als ein unerläßliches Handbuch für Orientalisten und Romanisten zu bezeichnen, für das den Verfassern unser aufrichtiger Dank gebührt.

O. Spies

Ernst Robert Curtius: *Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie*. Bern und München: Francke Verlag, 1960. 8°. 504 S. 49,— DM.

Es war ein guter Gedanke, diejenigen Aufsätze von Curtius, die nicht schon in seinen anderen Sammelbänden enthalten sind, in einem eigenen Band zusammenzustellen: so ist nun ein Band entstanden, der die Mittelalter- und Humanismus-Studien von Curtius zusammenfaßt, die im Zusammenhang mit seinem Buch 'Europ. Literatur und lat. Mittelalter' stehen, teils als ausführlichere Vorarbeiten zu diesem Buch selbst (in dem sie zitiert werden: der vorliegende Band macht sie also dem Benutzer der 'Europ. Literatur' sozusagen als gesonderte Exkurs-Sammlung zugänglich), teils als Vorarbeiten zu späteren (und nicht mehr vollendeten) Büchern (so zu einem Buch über die altfrz. Epik).

Der Band enthält: 1) Antike Rhetorik und vergleichende Literaturwissenschaft (mit 8 Aufsätzen zur Topos-Forschung und zur Literatursystematik); — 2) Antike Pathosformeln in der Literatur des Mittelalters (mit dem Nachweis besonders des Nachlebens Lukans); — 3) The Medieval Basis of Western Thought. (Das Mittelalter hat die Antike und das Christentum zu einer lebendigen Einheit geformt: diese Einheit ist die — weitbare und differenzierbare — Basis europäischen Denkens. Die *virtutes* der Tradition sind *Faith and Joy*, bei allem Wissen um die dunklen Seiten der menschlichen Natur); — 4) Lesefrüchte (Interessante Hinweise zum Textverständnis und zur Toposforschung); — 5) Eine neue Geschichte der mittellat. Literatur (De Ghellinck); — 6) Zu Guibert von Nogent; — 7) Zur Interpretation des Alexiusliedes; — 8) Das *Carmen des prodicionis Guenonis*; — 9) Der Kreuzzugsgedanke und das altfrz. Epos; — 10) Über altfrz. Epik (I—V); — 11) Dante-Studien; — 12) Siculo Polenton (Humanist des 15. Jh., Verf. einer Geschichte der lat. Literatur); — 13) Jorge Manrique und der Kaisergedanke; — 14) Calderón und die Malerei; — 15) Bonner Gedenkworte auf Friedrich Diez (zum 15. März 1944) (Reiche Details zur Person und zur umgebenden Welt. Interessant, daß Diezens Wendung zur Sprachwissenschaft eine Frucht der Resignation war [p. 425]: *welch fruchtbarer Impuls einer Resignation!*); — 16) Gustav Gröber und die romanische Philologie (Grundlegendes zur Philologie mit biographisch-soziologischem Bezug: zusammen mit dem Aufsatz über Diez [s. oben, Ziffer 15] stellt dieser Artikel eine 'Geschichte der romanischen Philologie von innen' dar); — 17) Rezensionen (ausführliche Rezensionen mehrerer Publikationen zur antiken Tradition in der europ. Literatur, zur altfrz. Epik, zum Humanismus).

Das Namenverzeichnis und das Sachregister erschließen den reichen Schatz der konsultierenden Benutzung. Ein unentbehrliches Werk.

Heinrich Lausberg

Chrétien de Troyes: *Cligès*. Roman traduit de l'ancien français par Alexandre Micha. Paris: Librairie Honoré Champion, 1957. 8°. 187 S.

A. Micha ist schon seit längerer Zeit als Chrestien-Spezialist und insbesondere als einer der besten Kenner der Editionsprobleme mittelalterlicher Texte ausgewiesen, theoretisch durch sein Buch über die Handschriftentradition der Chrestien'schen Romane (1939), in dem er sich in gemäßigter Form zu Bédiers Editionsprinzip bekannte und dem Lebenswerk Foerstes neben einiger Anerkennung auch berechtigte Kritik widerfahren ließ, praktisch durch seine neue Ausgabe des *Cligès* in der Reihe der *Classiques Français du Moyen Age* (1957). Das Zusammentreffen so vieler optimaler Voraussetzungen erregt naturgemäß hochgespannte Erwartungen.

M. ist in der Tat sehr bewußt und systematisch zu Werke gegangen, seine Methode gibt interessante Aufschlüsse über die allgemeinen und besonderen Schwierigkeiten, denen eine Übersetzung mittelalterlicher Texte in moderne Sprachen Rechnung zu tragen hat. Einige Bemerkungen dazu:

M. ist im allgemeinen um möglichst große Textnähe bemüht. Diesem Bestreben sind durch die Unterschiedlichkeit der Sprachstruktur selbstredend Grenzen gesetzt. Bedeutendere Abweichungen finden sich außerdem da, wo eine wörtliche Wiedergabe der Verständlichkeit oder der Lesbarkeit des Textes hätte abträglich sein müssen. Das ist um so naheliegender, als die Übersetzung einen relativ unbekannten Text einem breiteren Publikum erst erschließen will.

Da ist zunächst das Problem der Satzverknüpfung. Man hat Chrestien mit Recht einen 'extensive use of connections' zugeschrieben<sup>1</sup>. Hinzu kommt, daß das Neufranzösische über weit geringere Variationsmöglichkeiten verfügt: afrz. *et* und satzverknüpfendem *si* entspricht neufrz. nur *et*, afrz. *car* und kausalem *que* neufrz. nur *car* etc. M. ist daher von Zeit zu Zeit gezwungen, das *et* zu Beginn des Hauptsatzes wegzulassen<sup>2</sup> und die kausale Verknüpfung (*car*, *que*) nur durch einen Doppelpunkt anzudeuten<sup>3</sup>, um Wiederholungen zu vermeiden; er tut es allerdings zuweilen auch, wenn diese Gefahr nicht besteht.

Der bei Chrestien recht häufigen Wiederholung eines sinntragenden Wortes auf kurzen Abstand geht M. mit Recht gern aus dem Weg — sie wirkt in der Tat in der Prosa weit auffallender als im Vers. So gibt er z. B. das wiederholte *fi* der Eingangsverse einmal mit *fit*, einmal variierend mit *écrivit* wieder (S. 11) oder nimmt ein Substantiv durch das entsprechende Personalpronomen wieder auf: *emperere* (v. 3272) durch *celui-ci* (S. 96)<sup>4</sup>.

Auch einer ziemlich genau entgegengesetzten Erscheinung mußte M. gerecht werden: Die Subjektsbezeichnung ist bei Chrestien, der bekanntlich seine Figuren nicht gern zu häufig beim Namen nennt, gelegentlich unklar und bedarf einer Präzisierung, indem z. B. ein *cil* durch den Namen oder durch eine exaktere Personenbezeichnung ersetzt wird<sup>5</sup>.

Der naheliegenden Versuchung, bestimmte umschreibende oder weit ausholende Wendungen in resümierend-abstrakter Form wiederzugeben, erliegt M. nur selten. Zwei Beispiele einer solchen Modernisierung des Ausdrucks stehen auf S. 128: 'la conversation' für *De quanqu'ant'aus deus dient mot* (v. 4508) und 'propos élogieux' für *Ja ne droiit don cil joïst* (v. 4510).

<sup>1</sup> T. Fotitch, *The Narrative Tenses in Chrétien de Troyes*. Diss. Washington 1950, S. 82.

<sup>2</sup> Zum Beispiel v. 306 (S. 18), 369 (S. 20), 1354 (S. 47), 1514 (S. 51), 2170 (S. 68), 2173 (ebda.), 3410 (S. 99).

<sup>3</sup> Zum Beispiel v. 315 (S. 19), 1349 (S. 46), 2007 (S. 63), 2031 (S. 64), 2209 (S. 68).

<sup>4</sup> Weitere Beispiele: v. 767 (S. 31), 839—41 (S. 33), 894 (S. 35), 964 (S. 37), 1378 (S. 47).

<sup>5</sup> Zum Beispiel v. 766 *en: la fleche* (S. 31), v. 3251 *il: ce breuvage* (S. 95) v. 3267 *cil: Cligès* (ebda.), v. 4498/9 *cil — il: le maître — le serviteur* (S. 128).



Besondere Schwierigkeiten bietet der häufige Wechsel der Verbzeiten in bestimmten Partien von Chrestiens Romanen. Er kommt fast nur in der Versdichtung vor und ist sicherlich durch Erfordernisse von Vers und Reim mitbedingt. Außerdem besitzt er gerade bei Chrestien häufig eine stilistische Funktion, die aber auch bei konsequentester Nachbildung der Zeiten in keine moderne Sprache hinüberzuretten wäre: eine solche Nachbildung würde dagegen die Lesbarkeit der Übersetzung wesentlich beeinträchtigen.

M. wählt auch hier einen Mittelweg: er paßt die Verteilung von Imperfekt und *passé défini* den modernen Normen an, läßt dagegen das periphrastische Perfekt stehen, auch wo es ungewöhnlich wirkt, nämlich in der Erzählung; im Dialog entspricht es bereits weitgehend dem heutigen Gebrauch. Damit bleiben noch zahlreiche Härten des Originals bestehen: Die Übertragung der Verse 311–332 hat auf 19 Zeilen Text viermaligen, für moderne Begriffe äußerst harten Wechsel. Meistens geht M. allerdings weiter und gleicht den Zeitengebrauch innerhalb eines Satzes ziemlich konsequent zum Präsens oder zur Vergangenheit hin aus, während er den Wechsel von Satz zu Satz beibehält. Auch dieses Prinzip ist im Ergebnis nicht immer befriedigend: so werden in den Versen 1176–81 (S. 42) mehr Verbformen verändert als stehengelassen, nämlich fünf von sieben. Dadurch reduziert M. die vier harten Wechsel des Originals, in denen sich eine komplizierte Textstruktur spiegelt, zwar auf einen einzigen vom Präsens zur Vergangenheit, aber die ursprüngliche Textgestalt wird stärker verändert als durch ein konsequentes Ausgleichen des ganzen Abschnitts, das nur drei Änderungen erfordert hätte.

Das Beispiel ist extrem gewählt; im Grunde hat die Methode des teilweisen Ausgleichs durchaus ihre Vorzüge, da sie die Fremdheit des Originals mildert, ohne sie ganz aufzuheben. Eine völlig befriedigende Lösung des Problems dürfte überhaupt nicht möglich sein.

Zu der Wiedergabe des Textsinns ist bei einem so eminenten Kenner der altfranzösischen Sprache und Literatur naturgemäß wenig zu bemerken. Einige Flüchtigkeiten sind ihm trotzdem unterlaufen (die Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit):

*Car ses peres li a rové / Tot ce qu'il li vint a creante* (v. 216/7): 'Son père l'a prié de dire tout ce qu'il désire avoir' (S. 16). Änderungsvorschlag: 'Sein Vater hat (nur) von ihm verlangt, was er sich selbst (schon) wünschte.'

*Ceste amors est leax et droite* (v. 528). 'Cet amour eût été droit et sans obstacle' (S. 25). *Sans obstacle* ist sehr frei übersetzt (eher *conforme à la loi*), *eût été* rechtfertigt sich besser aus dem *just* der Foerster-Ausgaben als aus M.s eigener Version (*est*, s. o.).

Für v. 618 ff. wäre die Interpunktion der Foerster-Ausgabe vorzuziehen (s. bes. v. 625–8); M. gibt in seiner Ausgabe keinen Hinweis darauf, warum er andere Wege geht.

*Qu'amors de boen seignor perist / Par malvés serge qu'il norrist* (v. 757/8). '... ruine l'affection qu'on doit avoir pour lui' (S. 31). Diese Interpretation paßt wenig zu den ungetreuen Augen (v. 748), auf die die Stelle sich metaphorisch bezieht. Änderungsvorschlag: 'Die Liebe eines guten Herrn zu bösen Dienern geht verloren' (weil sie schlecht angewendet ist).

*Quant li rois oï la novele / Trestoz ses barons en apele, / Iriez et plains de mautilent* (v. 1059–61). '... il appela tous ses barons, indignés et courroucés' (S. 39). 'Zornig' bezieht sich wohl eher auf den König.

*Tex garisons n'est mie saine, / Ne au garir n'a mestier painne* (v. 1657/8). '... mais ce remède n'est pas sain, aucun effort ne peut leur fournir un remède' (S. 54). Änderungsvorschlag: 'Um auf diese Weise zu genesen (nämlich durch *mort* oder *prison*, s. v. 1656), brauchen sie sich nicht anzustrengen.'

*Tant con li ors le cuivre passe* (v. 2734). '... autant que le cuivre passe l'or' (S. 82): Wohl ein Versehen!

*Mes seul itant ne li enuit / Qu'il a en dormant son deduit* (v. 3165/6). 'Et il n'en éprouvera aucune contrariété...' (S. 93). *Enuit* ist aber Konjunktiv, li bezieht sich auf Fenice, also Änderungsvorschlag: 'Doch dürfe es sie nicht stören, daß ...'

*Vuiz i ont lessiez mainz destriers / De cez qui gisent an la place* (v. 3546/7). '... et beaucoup de ceux qui gisent sur le terrain ont laissé leur monture sans cavalier.' — Die Übersetzung akzentuiert die Sinnwidrigkeit des Textes, statt sie zu mildern.

*Trop sui anfes et petit sai* (v. 4201). 'Je suis trop enfant et trop jeune, je le sais' (S. 120). Änderungsvorschlag: 'Ich bin zu jung und unerfahren.'

Folgende Textstellen sind in der Übersetzung ausgelassen: v. 224 *au plus tost que pot* (S. 17); v. 677 (S. 29; der Vers ist zwar inhaltlich mit dem vorhergehenden so gut wie identisch, markiert aber einen Fortschritt in der Entwicklung des Sprechers); v. 690 *Par l'uel* (die Übersetzung S. 29 enthält nur die darauffolgende, im Wortlaut allerdings gleiche Echofrage); v. 1033 *sanblant* 'Mienenspiel' (S. 38), eine thematisch wichtige Stelle; v. 1248—50 (S. 44); v. 1962 *de divers mestiers* (S. 62); v. 2886 *maugré suen* (S. 86); v. 4445—48 (S. 126); v. 5879—84 (S. 165).

Bei gleichzeitiger Benutzung von Original und Übersetzung macht es sich bemerkbar, daß die Entsprechungsstellen sehr schwer zu finden sind: sogar die Absatzenteilung differiert beträchtlich. Für eine textnahe Wiedergabe ohne eigene literarische Ambitionen bedeutet das einen gewissen Nachteil. Die sonst so begrüßenswerte Übersetzung hätte unbedingt an praktischem Nutzwert gewonnen, wenn in irgendeiner Form auf die Verszahlen des Originals verwiesen worden wäre. Ilse Nolting-Hauff

Charles G. Whiting: *Valéry jeune poète*. New Haven: Yale University Press; Paris: Presses Universitaires de France, 1960 (Institut d'études françaises de Yale University). 8°. 154 S.

Jeanine Parisier-Plottel: *Les dialogues de Paul Valéry*. Paris: Presses Universitaires de France, 1960. 8°. V, 106 S.

A. J. A. Fehr: *Les dialogues antiques de Paul Valéry*. Essay d'analyse d'*Eupulinos ou l'Architecte*. Universitaire Pers Leiden 1960 (Leidse Romanistische Reeks. Deel VI). 8°. 182 S.

Hugo Laitenberger: *Der Begriff der 'absence' bei Paul Valéry*. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag, 1960 (Untersuchungen zur Sprach- und Literaturgeschichte der romanischen Völker, herausgegeben von der Kommission für Romanische Philologie der Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Band II). 8°. VII, 158 S.

Maurice Bémol: *Variations sur Valéry*. II. Paris: Nizet, 1959. 8°. 183 S.

Aus der Fülle der Studien, die in jüngster Zeit Paul Valéry gewidmet wurden, seien hier einige Spezialuntersuchungen, zwei amerikanische, eine holländische und eine deutsche, und die letzte Aufsatzsammlung des kürzlich verstorbenen französischen Valéry-Forschers Maurice Bémol herausgegriffen.

Ch. G. Whiting ist sich bewußt, seinem Gegenstand als erster eine vertiefte Untersuchung zu widmen, begünstigt von dem heute erreichten Stand der Veröffentlichung (S. 3). Sein Buch hat äußerlich die Form einer Edition der tatsächlichen *vers anciens* von 1890—1900 mit einem eingehenden literarhistorischen Kommentar. Dabei sind allerdings nur diejenigen Gedichte berücksichtigt, die Valéry nach einer meist sehr tief eingreifenden Umarbeitung 1920 und 1926 noch einmal gedruckt hat — in der Annahme, eben diese seien als die 'poèmes-clefs' der Jugendjahre anzusehen. Doch

sind auch andere frühe Gedichte vergleichend in die Betrachtung einbezogen, die sich zum Ziele setzt, den Weg des Dichters Valéry zu sich selbst aufzuklären. Dieser Weg führt nach W. durch eine Anzahl bezeichnender Themenkreise hindurch 'de la présentation d'un rêve irréel et faiblement réalisé jusqu'à un contact sensuel, pourtant abstrait, avec le monde' (ebda.).

Nun ist das Terrain, das W. erforscht, keineswegs so jungfräulich, wie er anzunehmen scheint; wenn er den Spuren von F. Rauhut, P. O. Walzer, Leo Spitzer und, in aller Bescheidenheit, des Rezensenten dort nicht begegnet ist, so ist das bedauerlich. W. kann das Verdienst in Anspruch nehmen, als erster die Betrachtung der *vers anciens* fast völlig von dem Vergleich mit den Stücken des späteren *Album* losgelöst zu haben, der bisher der Erkenntnis der tatsächlichen Entwicklung eher im Wege stand. Er zieht die Linien lieber weiter zur *Jeune Parque* und zu *Charmes*, wobei ihm der Zuwachs an Wirklichkeitshaltigkeit — nicht zu Unrecht — als eines der wichtigsten Charakteristika erscheint. Die Vorzüge des Buches liegen auf dem Gebiete der charakterisierenden Textanalyse und der z. T. recht präzisen Quellenergründung — bei den einigermaßen heterogenen *vers anciens* naturgemäß ein dankbares Feld. Wenn W. trotz seiner zahlreichen Rimbaud-Parallelen nicht darauf aufmerksam geworden ist, daß Rimbaud und Valéry in je einem Sonett das (technisch) dankbare Thema der 'auftauchenden Venus' behandeln — freilich in sehr verschiedenen Farben —, so hängt das damit zusammen, daß seine Vorstellungen von Valérys künstlerischer Entwicklung sich zu ausschließlich im Stofflichen und Abstrakt-Ideellen bewegen. Eine gewisse Verzeichnung kommt dadurch zustande, daß W. für den noch nicht 'fertigen' Valéry eine Vielzahl von Quellen gelten läßt, jedoch für die Wendung zur neuen, wirklichkeitshaltigeren Poesie (die nach seiner Meinung bereits mit der *Fileuse* einsetzt) vor allem die 'nature profonde de Valéry lui-même' verantwortlich machen möchte (S. 24); damit werden zwei ganz unvergleichbare Komponenten des dichterischen Vorganges als Alternativerklärungen nebeneinander gerückt, und es ist nur natürlich, daß der wiederholte Versuch, hier abzuwägen, zu keinem befriedigenden Ergebnis führt.

Etwas einfach geht W. bei der Einordnung des uns vorliegenden Textes von César zu Werke (*Album de vers anciens* von 1926); hier genügt ihm die gedankliche Übereinstimmung mit einem Brief an André Gide von 1893 als Bestätigung, daß César die nicht nennenswert modifizierte Wiedergabe eines relativ späten Gedichts der Frühperiode ist. Nicht er (S. 43, Fn. 1), sondern Valéry selbst hat das in Prosa aufgelöste Sonett *Orphée* aus *L'Ermitage* vom März 1891 in die Druckanordnung eines Gedichts gebracht — in *La Conque* vom 1. Mai 1891. Weitere Ergänzungen und Berichtigungen würden sich durch eine Gegenüberstellung mit der von W. nicht beachteten älteren Literatur ergeben.

'Parmi les essais qui traitent partiellement des dialogues, il n'y en a aucun d'approfondi', stellt J. Parisier-Plottel zu Beginn ihrer Untersuchung in einer Fußnote fest (S. 2, Fn. 1). Dieses Urteil mutet zwar angesichts der vorzüglichen, kongenialen Formanalyse von *L'âme et la danse* durch J. Duchesne-Guillemin aus dem Jahre 1946 etwas hart an (ihra ist im weiteren Verlauf der Umschau auch ein besonderer Platz eingeräumt); aber es kann doch nicht überraschen, daß nunmehr gleich zwei systematische Untersuchungen im selben Jahre Valérys Dialogen gewidmet wurden.

Von ihnen ist diejenige von J. P.-P. wenigstens der Themenstellung nach die umfassendere, in der Darbietung die abgerundetere. Sämtliche Dialoge und Dialogfragmente Valérys werden der Reihe nach in ihrer Gedankenführung analysiert (Kap. 1—4), dann auf ihre dialogische Komposition hin betrachtet (Kap. 5), im ganzen erhält man einen recht klaren Begriff von dem zur Diskussion stehenden Ausschnitt aus Valérys Werk. Die Un-



kompliziertheit der Behandlung steht in erfrischendem Gegensatz zu früheren Untersuchungen, die sich oft genug in vagen Spekulationen über den philosophischen Hintergrund oder über verborgene Beziehungen zu den griechischen Quellen verloren. Aber manches hat sich die Vf.n auch zu leicht gemacht, vor allem die eigentliche Ergründung der Valéry'schen Dialogstruktur. Ihr sind wenig mehr als zwanzig Seiten von recht ungleichem Gewicht gewidmet — das Kapitel 'L'art du dialogue' enthält zu einem Drittel quellengeschichtliche Bemerkungen (S. 89—98), die zu diesem Thema kaum etwas beitragen. Ein solcher Befund muß befremden, sowohl angesichts der recht präntiösen Ausführungen der Einleitung und des Schlusses (Valéry der Erneuerer einer scheinbar erschöpften literarischen Gattung [S. 1], 'le plus grand maître du dialogue que la France ait connu' [S. 98]), als auch angesichts der herben Kritik an den Vorgängern in der zitierten Fußnote. Die Analyse der Kunstform von 'L'âme et la danse' auf S. 74—77 bleibt hinter derjenigen von Duchesne-Guillemin an Gründlichkeit und Niveau beträchtlich zurück, und der Eindruck dieser Seiten wird kein besserer dadurch, daß sie jede Bezugnahme auf die weithin identischen Ergebnisse der älteren Arbeit vermissen lassen. Manche Aussagen über Valéry's Kunst werden sich offenbar an ein sehr wenig vorbereitetes Publikum (S. 71: '[Valéry] ... n'adopte pas l'ordre de la dissertation, où les idées sont disposées selon un schéma méthodique'; S. 98: 'Il ne faut pas croire que nous voulions reprocher à Valéry les emprunts ... que nous retrouvons dans les dialogues' usf.), und es grenzt an unfreiwillige Komik, wenn Valéry's persönliche Gesprächskunst zwar problemlos als wesentliche Quelle seiner Dialogpoesie unterstellt, aber vor allem durch André Gides bekannte Mitteilungen über sein rein monologisches Temperament belegt wird (S. 3).

Die Untersuchung von A. J. A. Fehr konzentriert sich im wesentlichen auf den ersten der drei 'antiken Dialoge', *Eupalinos*, und gewinnt so Raum für eine sehr ausgedehnte Analyse des einen Textes (S. 22—86), der wiederum eine verhältnismäßig knappe Behandlung der dialogischen Technik folgt (S. 87—103). Die Begrenzung des Themas rechtfertigt sich einmal dadurch, daß der ausgewählte Dialog der gedankenreichste, komplexeste unter den dreien ist (vgl. S. 89), sie erhält ihren besonderen Sinn durch den Umstand, daß Valéry sich in ihm, und nur hier, in spürbarer Weise mit der literarischen Tradition auseinandersetzt, an die er anknüpft. Wer die Dialoge unter Valéry's poetische Werke rechnet (wie F. dies mit Recht an mehreren Stellen seines Buches tut), muß schon aus diesem Grunde *Eupalinos* besondere Aufmerksamkeit widmen.

F.s sehr gründliche, kenntnisreiche Studie kann somit ohne Bedenken als die bislang wichtigste Vorarbeit zum Verständnis der Valéry'schen Dialoge — neben J. Duchesnes genannter Einzelanalyse — bezeichnet werden. Kaum eine Gedankenverbindung, auf die nicht aufmerksam gemacht, kaum ein Problem der Einordnung, das nicht angeschnitten wäre. Es ist eher zuweilen des Guten zu viel getan. Manche Probleme, die gesehen und erörtert werden, gab der Text gar nicht auf, so die Frage nach 'dem Gott', von dem gegen Ende des Dialoges die Rede ist (S. 76 f.); die sokratische Unterscheidung von *sons* und *bruits*, die F. großes Kopfzerbrechen bereitet (S. 49 f.), ist keineswegs 'surprenante', sondern eine geläufige Vorstellung der Musiktheorie etwa des französischen 18. Jahrhunderts<sup>1</sup>; manche Komplikation in der Charakterentwicklung des Sokrates im Jenseits ist weniger auf das Konto des Dichters als auf das seines Interpreten zu setzen (so z. B. S. 50 unten); das kurze Schlußgespräch ist viel zu tiefsinnig aufgefaßt

<sup>1</sup> 'Überraschend' nennt F. auch S. 45 f. die Parallele von Musik und Architektur auf S. 101 ff. des Dialogs (*Œuvres*, Pléiade-Ausgabe, II) — obwohl Valéry hier nun wirklich sehr klar ausführt, was er meint.

(S. 84f.)<sup>2</sup>, wie F. überhaupt keine ganz glückliche Hand hat in der Bestimmung der jeweiligen, ironischen, amüsierten oder ernsthaften Tonlage des Dialogs. Die ausführlichen Zitate aus Valéry's übrigen Werken werden streckenweise zu einer wahren Belastung des Gedankenganges — sie hätten einer Siebung und vor allem fast durchweg einer kräftigen Kürzung bedurft; ähnliches gilt für manche andere 'rapprochements'. Eine solche Strafung hätte die Ergebnisse der Umschau des Vfs erst recht zur Geltung kommen lassen, die zu einem großen Teil in den oft seitenlangen Anmerkungen im letzten Drittel des Buches vergraben sind (S. 117—177)<sup>3</sup>. Sie hätte freilich eine klare Entscheidung an all den Stellen vorausgesetzt, wo er es vorzieht, im Bereich des Möglichen, Wahrscheinlichen und Unverbindlichen zu bleiben<sup>4</sup>.

Daß seine Studie den Charakter solcher Unsicherheit und mühsamen Schwerfälligkeit nicht abschütteln konnte, hat nicht nur äußere Gründe. F. hat sich des sichersten Kriteriums zur Beurteilung seiner Ergebnisse beraubt, indem er es unterließ, seiner grundsätzlichen Einsicht in die poetische Natur des von ihm behandelten Werks in der Anlage seiner Interpretation Rechnung zu tragen. Er ist in einer Reihe von Anmerkungen der Frage des Verhältnisses zu den platonischen Dialogen nachgegangen, z. T. mit ganz vorzüglichen Beobachtungen; aber er ist nicht auf den Gedanken gekommen — trotz dem Titel seines Buches —, von einer systematischen Untersuchung der gewählten Form des 'dialogue antique' auszugehen und von hier aus alles übrige, unter Einschluß der Gedankenführung, des Vergleichs mit anderweitigen Aussagen Valéry's usf. zu beleuchten. Er trifft sich hier mit J. Parisier-Plottel, die es ihrerseits versäumt, durch den Vergleich mit Valéry's nichtdialogischer Prosa ihre These zu erhärten, 'des exigences personnelles' hätten zur Wahl der Dialogform geführt (S. 3). Es hätten sich in dieser Richtung sehr interessante Feststellungen treffen lassen. Der Valéry'sche 'platonische' Dialog ist weithin in einer ähnlichen Weise aus dem Stil der Cahiers- und Aphorismen-Bände herausgewachsen wie die 1950 posthum veröffentlichten *Histoires brisées*, und der sublimste poetische Reiz des *Eupalinos* liegt eben in der überraschenden Amalgamierung Valéry'scher und platonisch-sokratischer Denk- und Stilformen.

F. hat damit (wie es scheinen will) die Chance eines großartigen Buches verschenkt, zu dem er schon so gut wie alle Elemente zusammengetragen hatte. Nach seinem Belegmaterial — u. a. verblüffenden Parallelen zu Valéry's Sokratesauffassung aus Nietzsches *Geburt der Tragödie* (Fn. 438) — kann nicht mehr daran gezweifelt werden, daß *Eupalinos* einen wichtigen Platz in der künstlerischen Nachwirkung Platos seit der Renaissance einnimmt; daß F. selbst sich in seiner Untersuchung der technischen Seite lieber der 'procédés ... de la dramaturgie classique' erinnert (S. 92), ändert daran nichts. Ebenso läßt seine Studie trotz der zuletzt aufgestellten, wenig überzeugenden Unterscheidung (S. 89f.) die zweite Formkomponente deutlich erkennen, die sich im *Eupalinos* über das platonische Muster legt: den Totendialog im Stil des beginnenden 18. Jahrhunderts. F. nennt selbst den Text, der die poetische Grundidee Valéry's vorwegnimmt (Sokrates von sich selbst im Jenseits 'korrigiert'): Voltaires *Temple du goût* (S. 74f.), wiederum ohne die nahezu unabweisbare Filiation zu empfinden. Auf der letzten Seite (S. 116) zitiert er Valéry's Satz: 'Enfin, il suffit de regarder

<sup>2</sup> während die großartige Schlußrede des Sokrates S. 142 ff. nach F. bis auf einen kleinen Abschnitt nicht 'ernst' (*sérieux*) wäre (S. 97).

<sup>3</sup> Es ist zumindest unnötig, daß die 'Conclusion' (S. 104 ff.) auf dem Inhalt dieses umfangreichen Anmerkungsteils fußt.

<sup>4</sup> Die Formulierungen mit 'semble', 'vraisemblablement', 'peut-être pourrait-on', 'on pourrait aussi faire un rapprochement avec ...' usf. wimmeln, vor allem natürlich, wo die Quellenfrage zu erörtern war.

autour de soi pour observer que ce qui peut intéresser encore les modernes aux lettres anciennes n'est pas de l'ordre des connaissances, mais de l'ordre des exemples et des modèles' (*Sur Bossuet*) — einen Hinweis, den er unglücklicherweise konsequent mißachtet hat<sup>5</sup>.

Eine systematische, philologische und begriffsanalytische Beschäftigung mit dem Komplex der Valéry'schen 'absence' rechtfertigt sich auf den ersten Blick. H. Laitenberger hat sich, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, nicht damit begnügt, das Valéry'sche 'Schlüsselwort' in seinen Nuancen durch die Texte, oder gar nur durch die Gedichte hindurch zu verfolgen (S. 4f.). Er versucht, den wichtigen Begriff in solider Weise in Valéry's gesamter Vorstellungswelt zu verankern. Erst danach, im letzten Kapitel des Buches (IV a), wird eine neuerliche, semantische Betrachtung (unter Ein-schluß des Antonyms 'présence') gewagt, die für die Lyrik erschöpfend, freilich insofern (vgl. S. 5 und 152 f.) noch ein Provisorium ist, als in der Regel auf eine nähere Interpretation der Stellen und völlig auf die Einbeziehung oder Eingrenzung des Mallarméschen Sprachgebrauchs verzichtet wurde — für die dichterische Verwendung eine besonders schmerzliche Lücke<sup>6</sup>.

Die drei Hauptteile der Studie bieten einen Durchblick durch die psychologische und die kunst- und dichtungspsychologische Theorie des Denkers Valéry, die für das Verständnis des Dichters so wichtig ist, da er 'zufällig' (vgl. S. 71) ähnliche Gegenstände behandelt. Die Betrachtung des letzten, existentiellen Aspekts führt schließlich ganz auf das Terrain der poetischen Aussage, des nur noch poetisch Aussagbaren. Daß es möglich war, eine solche umfassende Analyse durchgehend an den einen Begriff anzuknüpfen, zeugt von der Fruchtbarkeit des gewählten Ansatzes: die 'absence', Inbegriff jeder Entrückung aus 'unserm "état le plus ordinaire"' (S. 3), schließt jedes Ergriffensein, jede Verfremdung, namentlich aber Dinge ein wie die 'incantation', die den Aufnehmenden von Kunst und Dichtung umfängt, wie den 'état poétique', in dem der Dichter produziert. Wenn es das Geheimnis des reifen Valéry ist, mit dem Wechsel weniger Bewußtseinszustände als alleinigem 'Stoff' seiner Gedichte und eines nicht unbeträchtlichen Teils seiner Prosa auszukommen, dann ist L.s Fragestellung die denkbar adäquateste überhaupt, zumindest vom poetischen Prinzip her gesehen; es versteht sich, daß für die Einzelinterpretation z. B. des *Cimetière marin*<sup>7</sup> noch verhältnismäßig wenig gewonnen ist mit Feststellungen wie: 'Der sogenannte positive Schluß des Gedichts ist nichts anderes als ein Heraustreten aus einer an die "absence" des Equinoxe erinnernden Todesversunkenheit' (S. 133, Fn. 3)<sup>8</sup>.

<sup>5</sup> F. bemerkt im Anschluß an das Zitat: 'Les trois *Dialogues* semblent démentir ces vues'.

<sup>6</sup> Es ist kaum möglich, den Dichter Valéry in diesem Punkte 'zunächst einmal ... aus sich selbst heraus zu begreifen'; die Bindung nach rückwärts ist zu bewußt im Spiele. Wenig einleuchtend ist das Argument S. 152 f.: 'Die Feststellung von Einflüssen ist außerdem nicht immer dem positiven Bemühen um eine Sache förderlich; allzu oft wird durch diese Betrachtungsweise das Bild des Beeinflußten mehr verstellt als erhellt'. Es hätte nur am Verf. gelegen, die erkannte Gefahr zu vermeiden.

<sup>7</sup> Warum: das 'sicher zu Unrecht berühmteste Gedicht Valéry's'?

<sup>8</sup> Überhaupt müssen die eingelegten Gedichtinterpretationen mehr als — legiti-me — Vereinfachungen zum Demonstrationszwecke aufgefaßt werden. Das gilt selbst für die vom Gedanklichen her einleuchtende Analyse der eben genannten 'Élégie' *Équinoxe* im letzten Abschnitt des dritten Teils (III b). Eine wirklich abgerundete Behandlung dürfte z. B. nicht darauf verzichten, Valéry's ausdrück-lichem Hinweis auf die alte französische (Stanzen-)Elegie nachzugehen, den der Untertitel einschließt (vgl. etwa den unverkennbaren Ton in Str. 8, 3—4: *Toute chose m'est claire à peine disparue; / Ce qui n'est plus se fait clarté.*). Mit einem generischen Hinweis auf das 'eigentlich elegische (d. h. klagende ...) Stadium' ab Str. 7 ist wenig getan (S. 130).



Es berührt sympathisch, daß L. sich nicht scheut, auch eine Lanze gegen Valéry selbst — im Namen seines eigenen Systems — zu brechen. Es geht dabei um nichts Geringeres als Valérys radikale Ablehnung der Trivialanschauung von der 'Inspiration' des Dichters. Hier lägen irreführende 'polemische Verzerrungen' vor, etwa ganz stark in dem bisher allgemein für sehr wichtig gehaltenen Aufsatz *Au sujet d'Adonis* (S. 112). L. glaubt, sich bei diesem Urteil auf Valérys dichtungspsychologische Analysen stützen zu können — deren Ergebnisse zu diesem Thema Valéry 'vielleicht ... selbst' nicht recht 'wahrhaben wollte' (S. 91). Tatsächlich hat Valéry nie einen Zweifel gelassen, welche Rolle das Spontan-Unbewußte im schöpferischen Prozeß spielt. Aber er hat aus seinen diesbezüglichen Erkenntnissen seine eigenen Postulate für das Handwerk des Dichters abgeleitet, wie L. nach Ausweis der Überschrift ('Die "Absence créatrice" in ihren Grenzen') und der Abschnitte c) — e) seines einschlägigen Kapitels keineswegs verkennt: das Spontan-Unbewußte liefert zwar den Rohstoff, aber nicht mehr, einen Rohstoff, der nur allzuviel Ausschuß enthält (L. zitiert selbst Valérys bekannte Aussprüche, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen); die Urteilsfähigkeit, der zähe Wille, wieder und wieder zu warten, sind allein maßgeblich für die Qualität dessen, was schließlich entsteht. Es kann nicht überraschen, oder gar an Valérys intellektueller Ehrlichkeit zweifeln lassen, wenn daraufhin in den literarästhetischen Schriften alles Gewicht auf die 'zweite Phase' gelegt ist. Die 'erste Phase' ist für die Literaturästhetik einzig als schwieriger, besonders reflektierter poetischer Gegenstand von Interesse<sup>9</sup>, aber auch aus Valérys dichtungspsychologischen Aussagen über sie läßt sich eine Rettung des landläufigen 'abendländischen Inspirationsbegriffs' keinesfalls ableiten — dazu ist dieser zu ausschließlich inhaltsbezogen (vgl. dagegen L.s Seiten 75 ff.) und viel zu optimistisch. Leider überschattet der Versuch dieses problematischen Nachweises auf beträchtliche Strecken hin die Gedankenführung der sonst nützlichen Arbeit<sup>10</sup>.

Hatten sich die Vf. der bis jetzt besprochenen Untersuchungen besonders einer Periode, einer Gattung oder einem Aspekt innerhalb von Valérys Œuvre zugewandt, um eine bestimmte Lücke der Forschung zu schließen, so ist der Ende 1959 erschienene letzte Valéry-Band von M. Bémol aus einem sichern und allseitigen, in mehr als zwanzigjährigem, kontinuierlichem Bemühen gefestigten Besitz seines Gegenstandes heraus geschrieben, der die vielfältigsten Gesichtspunkte und Vergleichsmomente zur Geltung kommen läßt. Die Variationsbreite, die dem Bande eigentümlich ist, erklärt sich nicht zuletzt aus der Herkunft der in ihm enthaltenen Artikel, die fast durchweg 'Gelegenheitsarbeiten' sind: Vorträge und Aufsätze aus bestimmtem Anlaß, z. T. zu Kongressen oder Symposien mit fester Thematik (II, III, VI, VII, XI), Besprechungen (IV, V) und Anzeigen posthumer Veröffentlichungen von Valeriana (VIII, X), dazu ein längerer Nachtrag zu einer früheren Quellenstudie (IX); bleiben zwei Stücke, die gleichfalls den Charakter ausgesprochener — faszinierender — Parerga nicht verleugnen, der einleitende Aufsatz *Le valérysme de Sainte-Beuve* und das abschließende 'pastiche critique' (I, XII).

Der Bezug zum Thema 'Valéry' ist nicht überall gleich dicht. Unter die Valéry-Forschung im strengen Sinn ist kaum die Hälfte der Seiten zu rech-

<sup>9</sup> Das wird nirgendwo so deutlich wie in *Au sujet d'Adonis*, wo 'rêve' als dichterischer Gegenstand — der unendliche Wachheit verlangt — und 'rêve' als Inbegriff der Trivialvorstellung vom dichterischen Schaffen an einer Stelle ausdrücklich konfrontiert werden (I, S. 476).

<sup>10</sup> Es sei noch besonders hingewiesen auf die Liste des von Valéry im Bereich der 'absence' gebrauchten Wortschatzes S. 135, Fn. 2. Sehr überzeugend ist u. a. der Aufweis des engen Zusammenhangs von 'absence' und 'silence' und 'solitude' in Valérys poetischer Empfindungswelt (S. 41 mit Fn. 2).

nen. Dafür steht fast der ganze Band erklärtermaßen im Zeichen der Valéry'schen Methode, oder genauer gesagt: eines beständigen, scharfsinnigen Weiterspinnens dieser Methode<sup>11</sup>, ausgenommen natürlich die Partien von rein tatsächlichem Charakter wie der Bericht über die Veröffentlichung der *Cahiers*<sup>12</sup> (VIII) oder die Untersuchung des Einflusses auf R. M. Rilke (XI). Valéry's Werk wird auf Stellungnahmen zu aktuellen Techniken der Interpretation befragt — die sich z. T. ihrerseits auf Valéry und sein dichterisches Werk stützen (A. Henry, P. Guiraud) —, Sainte-Beuves um ein Jahrhundert zurückliegende literarkritische Leistung wird gleichsam auf den Nenner der Errungenschaften der Valéry'schen Kritik gebracht, Valéry's theoretischen Aussagen und schöpferischem Verhalten werden Reflexionen über Möglichkeiten und Legitimität der literaturvergleichenden Methode entlockt, die sich, wiederum über mehr als hundert Jahre hinweg, neben diejenigen Goethes (etwa in den *Noten und Abhandlungen* zum *Westöstlichen Divan*) stellen lassen (VI). Es kommt so nicht selten zu einer eigenartigen Verquickung der Gedankengänge B.s und seines 'Autors', etwa in der Auseinandersetzung mit den neuesten Präntentionen der 'méthode scientifique en critique littéraire' (III). Man kann hier zweifellos (wie B. dies ganz allgemein gelegentlich seiner komparatistischen Wissenschaft tut [S. 95]) von 'un plaisir, une connaissance, du second degré' sprechen, und es ist auch kein Zufall, daß das regelrechte 'pastiche' eines Valéry'schen Textes am Ende der Sammlung steht.

Es hängt mit dem Charakter des Bandes zusammen, wenn B. sich in dieser letzten Veröffentlichung zum Thema seines Lebens nicht zuletzt durch vorgetragene Anregungen und methodische Klarstellungen Verdienste erwirbt. Nur auf wenigens kann hier hingewiesen werden. Die Feststellung, daß die 'fameuse Nuit de Gênes ... beaucoup plus pascalienne ... que vraiment génoise ou italienne' sei (S. 59), bekräftigt B.s alte Erkenntnis, welche Bedeutung dem so rigoros Bekämpften für Valéry's geistige Entwicklung zukommt (vgl. *Paul Valéry*, I, II, G). Die Aufnahme der beiden Rezensionen rechtfertigt sich allein durch die nachdrücklich-grundsätzliche Weise, in der auf die Gefahren einer rein lexikologischen oder statistischen Behandlung des lyrischen Ausdrucks bei einem Autor vom Range Valéry's hingewiesen ist; wesentliche Einsichten leuchten dabei auf: daß der größte Teil der 'prétendue obscurité valéryenne' nicht lexikologischen Ursprungs ist, daß die Rolle eines eigenen, hermetischen 'vocabulaire poétique' in der Gesamtwirkung bei ihm beträchtlich zurücktritt (S. 81 f.). Der nur fünfseitige Aufsatz 'L'inachevé et l'achevé dans l'esthétique de Paul Valéry' (VII) gewährt aufschlußreichen Einblick in das Spannungsfeld von (modernem) Kult der Unvollendetheit und (klassischem) Kult der Vollendung innerhalb von Valéry's Theorie und Praxis der dichterischen Arbeit. Das aus historischen Gründen sehr komplexe Problem der italienischen Valéry-Rezeption ist in seinen Umrissen erfaßt, wenngleich auf eine Behandlung zum gegenwärtigen Zeitpunkt verzichtet ist (II, *Paul Valéry et l'Italie*, S. 47; die Freiburger maschinenschriftliche Dissertation von Michael Marschall von Bieberstein, *Aspekte einer italienischen Valéry-Rezeption*, 1956, ist B. naturgemäß nicht bekannt geworden). Einer methodischen Forderung B.s ist mittlerweile schon durch die Studie von Laitenberger in beispielhafter Weise Rechnung getragen worden — dem Postulat, für bestimmte 'mots-clefs' Valéry's gelte es, nicht nur die Prosa einzubeziehen, sondern auch eine eingehende Untersuchung des Valéry'schen Begriffs, etwa

<sup>11</sup> Dieser Anspruch ist bei B. nicht neu. Er erwähnt selbst im Vorwort seine Thèse von 1949 als einen Versuch, auf Valéry dessen eigene 'méthode critique' anzuwenden (S. 7).

<sup>12</sup> mit einem bemerkenswerten Sachverständigengutachten über das Niveau der mathematischen Studien Valéry's (S. 124 f.).



der 'notion de pureté chez Valéry' anzustellen (S. 77). Auch die Beantwortung der von Valéry aufgeworfenen, von B. erneut gestellten Frage, ob nicht 'Pétrarque a inventé tous les tours qui ont paru bien plus tard dans le vers français' (S. 53), wird hoffentlich, nach den wegweisenden Untersuchungen Dámaso Alonsos zur Struktur der europäischen petrarkistischen Lyrik, nicht mehr lange auf sich warten lassen<sup>13</sup>. Karl Maurer

<sup>13</sup> Auf S. 54 wird vielleicht nicht klar genug, daß Valéry Petrarca niemals mit der Ausprägung der Sonettform in Verbindung gebracht hat. Wo er vom 'inventeur du sonnet' spricht, denkt er — realistisch — an einen ziemlich mediokren poeta obscurus, wie aus einer Stelle in *De la diction des vers* hervorgeht (II, S. 1254). Noch eine kleine Korrektur: die Valéry-Wörterbücher von Gmelin und Henry sind zwar unabhängig, aber keineswegs 'presque au même moment' erschienen (S. 75), der Band 60 der RF mit Gmelins (freilich an gewissen chronologischen Irrtümern krankender) Studie datiert fünf Jahre früher (1947).

## Mitteilungen

### Walther Fischer †

Am 6. Januar 1961 verstarb in Marburg, seiner letzten Wirkungsstätte, Prof. Dr. Walther Fischer. Er hatte bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1955 als Nachfolger von Max Deutschbein an der Philipps-Universität den Lehrstuhl für Englische Philologie inne, den er nach einer zwanzigjährigen Tätigkeit in Gießen übernommen hatte. Prof. Fischer war ursprünglich Romanist, habilitierte sich aber 1918 mit einer Arbeit über *Die Beziehungen Richard Monckton Milnes' zu Deutschland* in der Anglistik. Seitdem waren die deutsch-englischen Literaturbeziehungen im neunzehnten Jahrhundert eines seiner Spezialgebiete, auf dem er zahlreiche Veröffentlichungen vorlegte. Darüber hinaus läßt seine Bibliographie ein reges Interesse an den verschiedensten Epochen und Erscheinungsformen der englischen Sprache und Literatur erkennen. Neben den *Neueren Sprachen* und der *Anglia*, deren Beiblatt er von 1932 bis 1944 herausgab, konnte vor allem auch das *Archiv* Prof. Fischer unter seine ständigen Mitarbeiter zählen. 1956 übernahm er die Herausgeberschaft des neugegründeten *Jahrbuches für Amerikastudien*. Darin kam seine Pionierarbeit beim Aufbau der deutschen Amerikanistik sinnfällig zum Ausdruck. Die Entwicklung dieser Disziplin verdankt ihm entscheidende Impulse. Durch programmatische Schriften und zahlreiche wissenschaftliche Beiträge, unter denen nur die grundlegende *Geschichte der englischen Literatur der Vereinigten Staaten von Nordamerika* von 1929 genannt sei, wurde Walther Fischer zum hervorragenden Vertreter und Förderer der Amerikastudien in Deutschland. Die *Modern Language Association of America* würdigte seine Verdienste durch eine Ehrenmitgliedschaft. Zahlreiche Freunde im In- und Ausland betrauern in Prof. Fischer einen unermüdeten Lehrer und Forscher, von dem vielerlei selbstlose Anregung und Unterstützung ausging. Er verband mit der Gründlichkeit und Präzision seiner Arbeit eine hohe wissenschaftliche Gesinnung. Wer ihn kannte, verehrte in ihm überdies einen großzügigen, gütigen und lauten Menschen, der jedem mit bereitwilliger und liebenswürdiger Anteilnahme begegnete. Wir haben einen Vertreter jener Gelehrten-generation verloren, die uns menschlich und wissenschaftlich eine bleibende Verpflichtung bedeutet. — Die Bibliographie der Schriften Walther Fischers findet sich in seiner Festschrift (Heidelberg, 1959). Bernhard Fabian



*Anschriften der Herausgeber:*

*Germanistische Redaktion:* Prof. Dr. Friedrich Maurer, Freiburg i. Br.,  
Belfortstraße 11, Deutsches Seminar der Universität

*Anglistische Redaktion:* Prof. Dr. Rudolf Sühnel, Heidelberg,  
Augustinergasse 15, Anglistisches Seminar der Universität

*Romanistische Redaktion:* Prof. Dr. Harri Meier/Prof. Dr. Karl Maurer,  
'Herrigs Archiv', Romanisches Seminar der Universität Bonn

*Verlag und Herstellung:* Georg Westermann Verlag, Braunschweig

*Erscheinungsweise:* Jährlich 6 Hefte

*Bezugsbedingungen:* Jahres-Abonn. 58,— DM, Einzelheft 10,80 DM

*Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft*

